Staatl. Bibliothek
Regensburg

111
80.
Med 843

Beyspiele
von allerley
Unglücksfällen
zur
Belehrung und Warnung
besonders
für die Jugend.

Nebst einem Anhange
über giftige Pflanzen.

Mit acht illuminirten Kupfern.

Göttingen,
bey Johann Christian Dieterich,
1798.

Vorrede.

Der Mensch ist von seiner Geburt bis zum Grabe so mancherley Gefahren ausgesetzt, so vielen unvorhergesehenen Unglücksfällen unterworfen, die seine Glückseligkeit untergraben, die ihn nicht selten um Vermögen, um Gesundheit, gerade Glieder, ja gar um sein Leben bringen, daß es gewiß nicht überflüssig ist, ihn davor zu warnen, ihn mit den

Gefahren bekannt zu machen, um solchen desto sicherer ausweichen zu können. Dieses gilt besonders bey der noch unerfahrnen Jugend. Es würde daher sehr nützlich seyn, wenn diese Schrift in den Schulen zum Gebrauch beym Lesen eingeführt würde, wobey der Lehrer gelegentlich noch die Unglücksfälle aus seiner Erfahrung den Kindern erzählen könnte. Die Kinder werden bey vorkommenden ähnlichen Fällen sich gleich der schon geschehenen Unglücksfälle erinnern, und nun solche um so leichter zu vermeiden wissen.

Aber auch Erwachsene werden diese Schrift nicht ohne Nutzen lesen. Es gibt oft so sonderbare, so unvermu-

thete

thete Unglücksfälle, daß auch der klügste, vorsichtigste Mann solche nicht erwartet, und also dagegen nicht auf seiner Hut seyn kann, wie z. B. die erste traurige Geschichte zeiget; allein durch Beyspiele belehrt, lernt man die Gefahren und Klippen kennen, woran andere in dergleichen Umständen scheiterten.

Nur solche Geschichten sollen in dieser Sammlung erscheinen, die lehrreich sind, die den Leser aufmerksam machen können, und ihm den Grund und die Ursache der Unglücksfälle zeigen, damit er im Stande ist, durch Klugheit und Vorsicht solche von sich, von den Seinigen und seinem Hauswesen abzuwenden.

Für meine gute Absicht und kleine Bemühung bey diesem Geschäfte werde ich mich außerordentlich belohnt halten, wenn ich dadurch manche Unglücksfälle verhüte, und etwas zur Minderung des menschlichen Elends beytrage, an welchem glücklichen Erfolge gar nicht zu zweifeln ist.

Der Herausgeber.

Uebersicht des Ganzen.

Vorrede.

I. Eine äußerst sonderbare traurige Begebenheit, die bey einem frohen Gastmahle ganz unerwartet entstand, und der Dame des Hauses das Leben kostete S. 1

II. Unglück durch Schießpulver — 2

III. Unglück durch Schießpulver — 4

IV. u. V. Schädliche Wirkung des Kohlendampfes — — 5

VI. Unglück vom Trinken aus einem stehenden Wasser auf dem Felde — S. 6

VII. Eine ähnliche Geschichte von Eidechsen 8

VIII. Eine andere Geschichte von Eidechsen 9

IX. Unglück durch Feuer — 10

X. Brand durch Schießen verursacht 11

XI. Brand durch eine Tabackspfeife verursacht — — 11

XII. Unglück durch Kinderspiele — 12

XIII. Unglück durch Schleifen auf dem Eise — — 14

XIV. Warnung, mit unbekannten Personen in einem Zimmer zu logiren — 14

XV. Unglück durch Pulver auf einem Postwagen — — 15

XVI. Unglück vom Lecken eines Schooshündchens — — 17

XVII. Eine ähnliche Geschichte von einer wüthenden Kuh — — 18

XVIII.

XVIII. Raserey von einem bloß zornigen Hunde, und einer erboßten Katze verursacht — — S. 19

XIX. Schädliche Wirkung der unreifen Trauben — — 22

XX. Tödtliche Wirkung des Samens vom Stechapfel — — 22

XXI. Tödtliche Wirkung der Taxusbeeren 23

XXII. Tödtliche Wirkung der Kellerhals-Beeren — — 24

XXIII. Nachtheilige Wirkung der Aronswurzel — — 25

XXIV. Unglück durch stark riechende Blumen 26

XXV. Auch das Riechen an Blumen kann üble Folgen haben — — 27

XXVI. Schlagfluß und Tod vom Geruch des frischen Heues — — 28

XXVII. Feuersbrünste durch allerley Zufälle erregt — — 29

XXVIII. Ein besonderes Unglück bey einem Brande — — S. 32

XXIX. Unglück von verbrannten mit Farben bemahlten Zaunplanken — 33

XXX. Verbrannte grün angestrichene Latten verursachen ähnliches Unheil — 34

XXXI. Das nähmliche Unglück von bemahlten hölzernen Bildern — 34

XXXII. Schneller Tod durch bemahlte Zuckerwaaren und bemahltes Spielzeug der Kinder — — 37

XXXIII. Tragische Wirkung des Glaubens an einen erdichteten Traum — 40

XXXIV. Warnung vor herumstreichenden Operateuren oder Wundärzten 44

XXXV. Ein anderes Uebel durch einen Operateur mit Beyhülfe des Glaubens an einen Traum — — 46

XXXVI. Schädliche Folgen der Lotterie-Spiele 52

XXXVII. Ein anderer rührender Beytrag zu den höchst traurigen Folgen der Lotto-Spielsucht — — S. 54

XXXVIII. Warnung vor allzugroßem Aufwande — — 57

XXXIX. Der schrecklichste aller Unglücksfälle für den Menschen — — 59

XL. Eine ähnliche Geschichte — 64

XLI. Eine eben solche Geschichte — 64

XLII. Ein Mädchen erwacht wieder im Grabe, welches aber zu spät geöffnet wird — — 65

XLIII. Ein ähnlicher Fall im Oesterreichischen 67

XLIV. Eine ähnliche Begebenheit mit einem glücklicheren Ausgange — 67

XLV. Das nähmliche ereignete sich in Paris 68

XLVI. Eine begrabene Dame wird auf eine sonderbare Weise im Grabe wieder lebendig — — 68

XLVII Eine solche Geschichte mit einem unglücklichen Ausgange — S. 69

XLVIII. Das nähmliche schreckliche Loos trifft eine Dame in Sachsen — 70

XLIX. Hals- und Armbänder von Menschenhaaren können abscheuliche Krankheiten mittheilen — — 72

L. Tödtliche Wirkung einer zu engen Schnürbrust — — 73

LI. Schlagfluß und Tod von engen Halsbinden — — 74

LII. Warnung vor der gefährlichen Rotte der so genannten Seelenverkäufer in manchen großen Städten — 75

LIII. Noch ein Menschenhandel in Amsterdam 78

LIV. Warnung vor zahm gemachten Thieren — — 81

LV. Auch zahme Thiere richten bisweilen Unglück unter Kindern an — 84

LVI. Katzen sind für Kinder sehr gefährliche Thiere — — S. 86

LVII. Eine fürchterliche Geschichte eines Menschenmords durch eine heimtückische Katze — — 88

LVIII. Tödtliche Wirkung eines Katzenbisses 92

LIX. Durch Katzen werden ansteckende Krankheiten verbreitet — — 92

LX. Noch anderes Unglück wird durch Katzen verursacht — — 93

LXI. Vor unbekannten Personen lasse man nie vieles Geld sehen — 94

LXII. Ein ganz unvermuthetes Unglück auf einer Reise — — 95

LXIII. Ein eben so unerwartetes Unglück auf einer Reise — — 96

LXIV. Schädlichkeit der Schminke 97

LXV. Tödtliche Wirkung des Mutterkorns an einem Kinde — — 99

LXVI. Tödtliche Wirkung des Bilsenkraut-Samens bey einem Kinde — S. 102

LXVII. Schädliche Wirkung des kleinen Schierlingskrauts — — 104

LXVIII. Warnung, beym Einnehmen der Medicin gegen die Vorschrift des Arztes zu verfahren — — 105

LXIX. Ein ähnlicher Fall in Frankfurt am Main — — 106

LXX. Unvorsichtigkeit bey Hausapotheken kann leicht tödtliche Folgen haben 108

LXXI. Unvorsichtigkeit mit Schießgewehr 110

LXXII. Andere Unglücksfälle dieser Art 113

LXXIII. Unglücksfall durch strenge Kälte 114

LXXIV. Gefahr für Gehende neben schwer beladenen Güterwagen — 115

LXXV. Abzehrung und Tod durch eine verschluckte Stecknadel — — 116

LXXVI. Schneller und jämmerlicher Tod durch ein kleines Mäuschen — 117

LXXVII. Mancherley Unglücksfälle bey Kindern — — S. 120
LXXVIII. Sitzen auf steinernen Bänken mit erhitztem Körper kann nachtheilig werden 123
LXXIX. Liegen auf feuchtem Grase mit erhitztem Körper verursacht Todtenkrampf und Tod — — 124
LXXX. Lustigtraurige Geschichte von einem Schulmeister und einer Kuh — 125
LXXXI. Eine Begebenheit ähnlicher Art, aber mit einem schlimmern Ausgange 127
LXXXII. Giftige Wirkung des großen Schierlings, der für Pastinakwurzel gespeiset wurde — — 128
LXXXIII. Noch ein solcher Fall — 129
LXXXIV. Giftige Wirkung der Bilsenkrautwurzeln, die für Cichorien gegessen wurden — — 130
LXXXV. Tödtliche Wirkung des gelben Eisenhütchens — — 131

LXXXVI. Unglück durch einen Trunk Wasser — — S. 131

LXXXVII. Ein Beytrag zu den Gefahren der Toilette — — 132

LXXXVIII. Unerwartetes Unglück und Tod durch ein Licht — — 134

LXXXIX. Ein schnelles Unglück, das sich in jedem Haushalte ereignen kann 136

XC. Ein schlimmer Zufall bey einem Kinderspiele — — 137

Bey,

Beyspiele
von
allerley Unglücksfällen
zur
Belehrung und Warnung.

I.

Eine äußerst sonderbare traurige Begebenheit, die bey einem frohen Gastmahle ganz unerwartet entstand, und der Dame des Hauses das Leben kostete.

In Holland ereignete sich vor etwa 12 Jahren folgendes schreckliche Unglück. In dem Hause eines angesehenen Herrn war eine große Gesellschaft von Freundinnen und Freunden, die da

zu Mittag speiseten. Der Herr des Hauses wollte eine Bouteille Champagner-Wein öffnen, und nahm dazu einen Stopfenzieher, der an einem Sackmesser befestigt war. Er drehte den Stopfen merklich in die Höhe, und beging den Fehler, daß er seine Hand vom Stopfen that, ohne erst wieder den Stopfenzieher heraus zu drehen. Der brausende Champagner schlug nun auf einmahl den Stopfen sammt Stopfenzieher mit Gewalt in die Höhe, und im Herunterfallen fuhr die spitzige Klinge des Sackmessers, welche zu allem Unglück aufgestellt war, der neben sitzenden Gattinn so tief in die Brust, daß die Verwundung tödtlich ward, und die Dame in Zeit von einer halben Stunde eine Leiche war! — Wer hätte wohl je von einer so unbedeutenden Sache, als das Oeffnen einer Bouteille ist, eine so fürchterliche und so schnell tödtliche Wirkung erwartet? — So leicht kann eine auch kleine Unvorsichtigkeit einer an sich nichts bedeutenden Sache eine jähe Wendung geben, und die schlimmsten Folgen haben!

II.

Unglück durch Schießpulver.

Im Jahr 1794 im December ereignete sich zu Ostrzocow in Südpreußen folgender unglückliche Vorfall. Bey dem Bürgermeister waren einige

einige 70 Pfund Pulver in einem Sacke eingelegt. Er probirte es auf seiner Stube in Gegenwart seiner Kinder. Diese streueten es in der Abwesenheit des Vaters reihenweise in der Stube umher, und zündeten es an. Da sie dem Sacke mit dem Pulver zu nahe gekommen waren, so gerieth er in Feuer, zerschmetterte das Haus und tödtete die beyden Kinder des Bürgermeisters und noch einen andern Knaben. Einer Magd wurden beyde Beine zerschmettert, und sie selbst über 200 Fuß weit auf den Kirchhof, und die hochschwangere Frau des Bürgermeisters in den Garten geschleudert. Der Bürgermeister, der sich in einem Nebenhause befand, wurde bloß durch die Fensterscheiben beschädigt.

Unzählbar sind die Unglücksfälle, die das Schießpulver, dieses überall Zerstörung und Verderben verbreitende Wesen, so bald es in Flamme geräth, seit seiner Erfindung angerichtet hat. Selbst erwachsene Personen, die mit Pulver umzugehen haben, können bey aller Vorsicht und Behutsamkeit nicht alles Unglück verhüten; wie viel mehr muß man Kinder davor warnen, das Schießpulver an einem sichern Orte wohl verwahren, und ihnen alle Gelegenheit benehmen, damit umzugehen, zu schießen, oder Feuerwerke damit zu machen.

III.

Unglück durch Schießpulver.

Der Erzherzog Leopold, Palatinus von Ungarn, wollte am 11. Juli 1795 zu Luxenburg der Kaiserinn mit einem Feuerwerke eine Ueberraschung machen. Er arbeitete mit seinem Kammerdiener und einem Leiblakaien in dem Laboratorium, einem kleinen Zimmerchen; sie gingen nicht vorsichtig genug dabey zu Werke; eine Masse Pulver von 24 Pfund am Gewicht entzündete sich plötzlich, und beschädigte mehr und weniger die Anwesenden. Der Leiblakai blieb auf der Stelle todt; der Kammerdiener war dem Tode ganz nahe; und der Erzherzog wurde ebenfalls am Oberleibe gefährlich beschädigt. Alle Haare am Haupte waren versengt, und der ganze Körper vom Pulver schwarz. Am rechten Arme hatte er eine Verwundung, daß man den Knochen sehen konnte, und seine Augen hatten vorzüglich gelitten. Die Nacht darauf starb der Kammerdiener, und den folgenden Morgen verschied auch der Erzherzog, der erst 23 Jahre alt war, nachdem er 15 Stunden lang die heftigsten Schmerzen und Leiden ausgestanden hatte.

Eine Viertelstunde vorher, ehe sich das Pulver entzündete, befand sich der Kaiser selbst

selbst im Laboratorium, und hätte also etwas später das nähmliche traurige Schicksal haben können.

Das Unglück trug sich folgendermaßen zu. Der Erzherzog wollte einen Schwärmer durch das Fenster hinaus probiren; dieser fuhr aber in das Zimmer zurück, und steckte das Pulver und alle Feuerwerks-Sachen an.

IV.

Schädliche Wirkung des Kohlen-dampfes.

Ein Fräulein in Sachsen wollte den andern Tag in aller Frühe verreisen, und um nicht durch die Frisur zu lange aufgehalten zu seyn, ließ sie sich Abends spät die Haare von ihrer Kammerjungfer zum voraus brennen. Sie ging dann gleich zu Bette, und die Kammerjungfer entfernte sich, ohne erst die große Kohlpfanne voll glühender Kohlen, die sie zum Heißmachen des Brenneisens gebraucht hatte, aus dem Schlafzimmer der Fräulein zu schaffen. Als den folgenden Morgen das Fräulein geweckt werden sollte, fand man selbe fast todt in ihrem Bette. Der Arzt hatte viele Mühe, durch schleunigst angewandte Mittel sie noch zu retten;

und sie litt noch einige Zeit an Betäubung, Schwindel und Kopfschmerzen.

V.

Eben dieses widerfuhr auch der Tochter eines Bäckers in Br***, die in dem Zimmer, wo der Backofen stand, zu schlafen pflegte. Es war den Abend eben gebacken worden, und die Kohlen wurden mit Wasser nachlässig ausgelöscht, so daß sie in der Nacht wieder zu glühen anfingen. Der Dampf der Kohlen wirkte so heftig auf die schlafende Person, daß man sie Morgens in Ohnmächten antraf; doch ward sie noch gerettet.

Ehemahls, da man die schädliche Wirkung des Kohlendampfes noch nicht kannte, hielt man dafür, daß solche Personen, die ohne vorhergegangene Krankheit im Bette todt gefunden wurden, vom Teufel oder von Hexen müßten umgebracht worden seyn. So leicht irren sich die Menschen!

VI.

Unglück vom Trinken aus einem stehenden Wasser auf dem Felde.

Die Taglöhnerinn Haasen zu Parchim trank, wie Herr Doctor Sachse erzählt, im

Frühjahr

Frühjahr 1794 aus einem stehenden Wasser, welches sie schon oft beym Holzhohlen ohne Nachtheil gethan hatte; jetzt hatte es aber die üble Folge, daß der Unterleib aufgetrieben wurde, und daß sie sich täglich mehrmahl erbrechen mußte, welches eines Tages äußerst heftig wurde; unter schrecklicher Angst und Gefahr zu ersticken brach sie, zu aller Anwesenden Entsetzen, einen großen Frosch aus.

Eine geraume Zeit war sie nun, außer öftern Leibschmerzen, von ihrem so lästigen Uebel frey, gegen den Herbst aber kehrte es mit neuer Wuth zurück. Im September brach sie nur einen Frosch aus, im December aber eine beträchtliche Menge, von welchen fünf Stück eine geraume Zeit im Wasser lebten. Im April brach sie abermahls einen Frosch aus. Sie nahm Arzeneyen dagegen ein, und brach vielen Schleim mit neun Fröschen aus, unter heftigen Zuckungen und anhaltendem Angstgeschrey. Einer dieser Frösche, der groß und völlig ausgebildet, ist nun in der Präparaten-Sammlung der physikalischen Societät in Göttingen befindlich.

Manche Personen konnten sich nicht von der Wahrheit dieser Geschichte überzeugen, und hielten die ganze Sache für Betrügerey. der Magistrat ließ daher die Haasen einsperren, und übergab sie der Behandlung eines andern

 Arztes.

Arztes. Aber auch dieser Arzt wurde von der Richtigkeit dieser Geschichte überzeugt, indem die Kranke vor seiner Ankunft eilf Frösche ausgebrochen, und in seiner Gegenwart noch mehrere fortgingen.

VII.

Eine ähnliche Geschichte von Eidechsen.

Im Hessischen Amte Schwarzenfels war ein Mann mehrere Jahre krank; er konnte nicht alles essen, hatte allerley Zufälle, besonders war er an den Füßen bis an den Leib stark geschwollen. Er konnte nichts trinken, als entweder Sauerwasser oder Branntwein. Er trank nun einen Tag des Branntweins so viel, daß er einen tüchtigen Rausch bekam, und sich erbrechen mußte. Auf einmahl brach er eine lebendige Eidechse heraus, die in der Stube herumlief. Dieß geschah im Sommer 1779.

Der Mann erzählte, daß er einstens Wasser aus einer Pfütze mit seinem Huthe geschöpft und getrunken habe, und da glaube er eine junge Eidechse verschluckt zu haben.

Im Januar 1780 brach dieser Mann wieder etwa gegen vierzig Eidechsen aus; sie waren theils

theils lebendig, theils todt, viele verfault. Hierauf wurde die Geschwulst des Leibes sammt andern Zufällen geringer. Nach einigen Wochen fing der Mann wieder an, am Leibe und Gesichte zu schwellen, und hatte alle Zeichen, daß er wieder den Bauch voll Eidechsen habe. Er gab sich nun einem Arzte in die Kur, und wurde von diesen häßlichen Gästen endlich befreyt und gesund.

VIII.

Eine andere Geschichte von Eidechsen.

Im October 1794 wurde in Diepholz ein Mädchen krank, und klagte über öftere Uebelkeit und Erbrechen mit Blutauswurf. Herr Hofmedicus Lentin gab ihr, nach mehreren fruchtlos gemachten andern Versuchen sie zu heilen, ein Brechmittel, wornach diese Person eine Eidechse, eine halbe Hand lang, ausbrach. Im Sommer hatte sie aus einer Torfgrube getrunken, bey welcher herum, so wie überhaupt auf dem Moore, sehr viele kleine Eidechsen sich sehen lassen, wovon sie vermuthlich eine kleine mit hinunter getrunken hatte. Das Mädchen war nun völlig gesund.

Auch in den besten Brunnen halten sich allerley Thierchen auf, die man entweder selbst,

oder deren Eyer oder Laich, beym Trinken leicht mit hinunter schlucken kann, wovon die fürchterlichsten Krankheiten entstehen können. Um solche Uebel zu verhüten, ist durchaus nöthig, alles Wasser, das man trinkt, aus durchsichtigen Gläsern zu trinken, und vorher erst wohl zu besehen. Noch vorsichtiger ist es, wenn man alles Wasser erst filtrirt. Noch besser aber sorgt man für seine Gesundheit, wenn man immer Mineral-Wasser zu seinem Getränke wählt, als worin sich gar keine Thierchen aufhalten können.

IX.

Unglück durch Feuer.

Am 22. Juli 1794 Nachmittags um 3 Uhr entstand zu London auf einem Schiff-Zimmerwerfte, durch das Ueberkochen eines Kessels Theer, ein schrecklicher Brand, der augenblicklich die Salpeter-Magazine der Ostindischen Compagnie ergriff. Der Wind fachte die Flamme weiter, und bald standen 6 Straßen in vollem Feuer. Der Ausbruch des Salpeters war der Wirkung eines feuerspeyenden Berges gleich, und fiel wie ein Feuerregen nieder. Gegen 5 Uhr lagen 100 Häuser im Schutte, und man rechnet auf 700 eingeäscherte Gebäude. 10 bis 20,000 Säcke Salpeter sind in die Luft geflogen.

geflogen. Ein Glück war es, daß der letztlich aus Bengalen angekommene Salpeter nicht in die Magazine, sondern in den Depot gebracht war. Der Schaden der Ostindischen Compagnie allein beträgt über 200,000 Pfund Sterling. Verschiedene Menschen haben noch ihr Leben dabey eingebüßt.

X.

Brand durch Schießen verursacht.

Im März 1796 ist das Städtchen Argenthal in dem Oberamte Simmern in der Pfalz, durch muthwilliges Schießen der Franzosen in dem Orte, in Brand gerathen, und bis auf wenige Häuser ein Raub der Flammen geworden.

XI.

Brand durch eine Tabackspfeife verursacht.

Der Viehknecht eines Pachters rauchte Abends spät noch eine Pfeife Taback; als die Pfeife ausgeraucht war, klopfte er sie nachlässig aus, und steckte solche in seine Rocktasche. Bey dem Schlafengehen hängt er den Rock in den Stall; der Rock geräth durch noch etwas glü-

hende Tabacksasche in der Pfeife in Brand; dieser ergreift das Heu und Stroh, und in kurzer Zeit entsteht ein entsetzliches Feuer, wodurch die ganze große Stallung nebst mehreren vollen Scheuern in die Asche gelegt worden, und mehrere Menschen und Thiere ihr Leben verloren haben.

Es sind schon so viele Unglücksfälle durch unvorsichtiges Tabackrauchen geschehen, daß zu wünschen wäre, niemand möchte einen Bedienten, Kutscher oder Knecht in seinen Dienst nehmen, der Taback zu rauchen pflegte. Dadurch würde gewiß die so sehr eingerissene üble Gewohnheit des Tabackrauchens merklich abnehmen, und dadurch manches Unglück verhütet werden. Auch Eltern sollten nie zugeben, daß sich ihre Söhne an diesen unnützen Zeitvertreib gewöhnen, der endlich zum Bedürfniß wird, und eine beträchtliche Ausgabe, abscheuliche Zähne, stinkenden Athem, bisweilen sogar die Schwindsucht verursacht.

XII.

Unglück durch Kinderspiele.

Von Rödert, unweit Singhofen, wurde vor einiger Zeit in Zeitungen unterm 28. Febr. 1796 folgende traurige Begebenheit eingerückt.

In

In unsern Gegenden herrschen schon seit langer Zeit zwischen den Knaben beständige Kriegsspiele, wobey es schon oft blutige Köpfe setzte, am 18. Febr. aber sich ein Unglück zutrug, welches zur Warnung des ganzen Publicums bekannt gemacht zu werden verdient.

Die Knaben zu Rödert und zu Bettendorf, welche sich seit einigen Wochen beständig und oft blutrünstig herumschlugen, trotz dem Verbot ihrer Eltern und Vorgesetzten, versammelten sich an genanntem Tage an den beyden Ufern des kleinen Flüßchens Wisper, wo sie beständig auf einander schimpften, und mit Steinen warfen. An der Brücke, wo die Mühlbach in die Wisper fällt, hatten sie ordentliche Posten ausgestellt, und wurden auf dieser Brücke, als die eine Parthie herüber wollte, handgemein. Das Gedränge aber ward nun hier so groß, daß das Brückengeländer ausbrach, wodurch etliche 20 dieser unglücklichen Kinder herabfielen, wovon wirklich 7 ertranken, und die übrigen so beschädigt wurden, daß sie, von denen noch 2 nachher gestorben, in den Händen des Wundarztes sind.

Möchte doch diese unglückliche Begebenheit alle Eltern und Vorgesetzte auffordern, diesen unseligen Kriegsspielen zu steuern, und wenn Güte nichts hilft, mit äußerster Strenge dagegen zu verfahren!

XIII.

Unglück durch Schleifen auf dem Eise.

Vor etlichen Jahren erlustigten sich viele Knaben mit Schleifen auf dem zugefrornen Maine, wobey sich das Unglück zutrug, daß unter ihren Füßen das Eis brach, und fünf Knaben in den Fluß sanken, und eine Beute des Todes wurden.

XIV.

Warnung, mit unbekannten Personen in einem Zimmer zu logiren.

Folgende schreckliche Geschichte ereignete sich im April 1796 in einem Wirthshause zu Rotterdam. Ein Genfer Uhrenhändler war in Gesellschaft eines Französischen Wundarztes in einem dasigen Wirthshause eingekehrt, und hatte mit diesem eine gemeinschaftliche Stube angewiesen bekommen. Der Chirurgus, welcher schon den Plan zu seiner schwarzen That im Kopfe haben mochte, suchte die sichere Ausführung derselben dadurch vorzubereiten, daß er sich ein Nachtlicht geben ließ, und dem Wirth dabey zu erkennen gab, man möge sich im

Hause

Hause ja nicht irre machen lassen, wenn etwa des Nachts ein starkes Geräusch entstehen sollte; er sey stark mit Krämpfen behaftet, und werde oft so sehr davon überfallen, daß er aus dem Bette springe, vor Schmerz schreye, und wehklagend zur Erde falle. Nachdem nun alles zur Ruhe war, steckte der Franzose dem schlafenden Kaufmann einen Strumpf in den Mund, stach ihm die Herzader ab, und ließ den Sterbenden über einem in der Stube befindlichen Kohleneimer verbluten. Hierauf schnitt er dem Ermordeten sehr kunstmäßig die Beine ab, und legte den ganzen Leichnam in des Fremden Koffer. Des Morgens machte er Lärmen, bis der Wirth erschien, dem der Mörder dann ankündigte, daß er von dem Kaufmann bestohlen, und dieser nun flüchtig geworden sey. Er habe die ganze Nacht mit ihm gekämpft, sey aber endlich durch einen in die Seite erhaltenen Stich (den er sich aber selbst beygebracht hatte) betäubt worden, und verlange nun einen Wundarzt, um ihn zu verbinden.

Der Wundarzt erschien, bemerkte aber mehr Blut unter dem Koffer, als von der Wunde des noch unbekannten Mörders herkommen konnte, und zeigte daher seinen Verdacht bey der Behörde an. Diese examinirte den Verwundeten, welcher aussagte, der Koffer

gehöre

gehöre sein, aber, man möge nicht erschrecken, es liege ein Leichnam darin, welches der Körper seines Reisegefährten sey, mit dem er die Nacht hindurch so lange zu seiner eigenen Vertheidigung gerungen habe, bis derselbe unglücklicher Weise durch einen tödtlichen Stich gefallen sey. Natürlich konnte man einem so nichtigen Vorgeben nicht glauben; der Mörder wurde verhaftet, und gestand zuletzt nach scharfer Geißelung seine entsetzliche That.

XV.

Unglück durch Pulver auf einem Postwagen.

Dieses trug sich bey Limmerick in Irrland, im Frühjahr 1796, zu. Auf dem Postwagen, der nach dieser Stadt fuhr, war ein junger Mensch, der im Begriff war, seine Braut abzuhohlen, und sich zu verheirathen; ferner der Vater desselben, und nebst einigen andern Passagieren ein betrunkener Soldat. Zum Unglück befand sich ein Faß Pulver auf dem Wagen, welches durch das starke Fahren in Brand gerieth. Alle auf dem Wagen befindliche Personen wurden in die Luft gesprengt und zerschmettert, mit Ausnahme des betrunkenen Soldaten, der zu seinem Glück kurz vorher vom

vom Wagen gefallen war, und seinen Arm nur etwas dadurch beschädigt hatte.

Die Pferde, die unverletzt geblieben waren, rannten mit dem übrigen Theile des brennenden Wagens nach Limmerick, setzten den Stall des Pferde-Eigenthümers in Brand, und man rechnete es für ein Glück, daß bey dem sehr stürmischen Wetter dem Feuer durch das Militär schleunigst Einhalt gethan wurde.

XVI.

Unglück vom Lecken eines Schooshündchens.

Die Zeitungen meldeten unterm 29. Juni 1796 von Wien, daß dieser Tage daselbst eine Mutter von eilf Kindern, durch das bloße Lecken ihres Schooshündchens an dem Munde, wasserscheu geworden sey.

Vor etwa 12 Jahren traf das nähmliche Unglück einen Prediger in Hessen, den sein Hündchen, an dem man nichts kränkliches bemerkte, an der Hand beym Spielen ein wenig ritzte. Nach etlichen Tagen ward der Hund und der Pfarrer rasend, der nach wenigen Tagen auf eine elende Art starb.

Die Wuth ist die fürchterlichste aller Krankheiten, und schon tausendfältig von Thieren den Menschen mitgetheilt worden; es ist daher zu verwundern, daß es noch Menschen, zumahl Damen, gibt, die sich Hunde, so gefährliche Thiere, zum Vergnügen halten mögen, und ganz gleichgültig gegen eine so nahe Gefahr seyn können.

XVII.

Eine ähnliche Geschichte von einer wüthenden Kuh.

In Schubarts Englischen Blättern wird solche von Lichford in Sussex erzählt. Hier wurde im Jahr 1795 eine Kuh von einem tollen Hunde gebissen, und in einem Stalle eingeschlossen. Johann Ellis, ein Taglöhner, ging mit mehreren andern Männern in den Stall, die Kuh zu betrachten. Als sich die Leute der Kuh näherten, so stieß dieselbe gegen Ellis, konnte ihn aber wegen des Standes dazwischen nicht treffen; doch kam etwas Speichel an sein Gesicht, er wischte ihn weg, und schien nicht mehr daran zu denken.

Wenige Tage hernach wurde er ungewöhnlich traurig, und als man ihn fragte, was ihm fehle, so antwortete er, er sey recht krank.

Die

Die Vorsteher des Kirchspiels wollten ihn nun von dem Stalle, worin er sich bisher aufgehalten hatte, an einen bessern Ort bringen lassen, und gingen deßwegen am folgenden Morgen dahin. So bald sie in den Stall gekommen waren, schoß er vor ihnen vorbey, und lief mit einer unglaublichen Geschwindigkeit über die Felder hin, wobey er Sprünge von 7 bis 8 Schuh hoch in die Luft machte. Endlich gerieth er in einen tiefen Morast; man hohlte ihn ein, band ihn mit Stricken, und brachte ihn in den Stall zurück. Hier lebte er noch zwey Tage in fürchterlicher Raserey, bis er starb.

XVIII.

Raserey von einem bloß zornigen Hunde, und einer erboßten Katze verursacht.

Ein junger Mensch von 19 Jahren wurde, wie Herr Doctor Selle zu Berlin in seinen Schriften erzählt, im Anfange des August-Monaths 1784 von einem Kettenhunde am rechten Oberschenkel gebissen. Der Hund war nicht toll, aber so erboßt, daß er die Beinkleider und das Hemde kurz und klein zerrissen hatte, obgleich die Wunde selbst nur leicht war. Inzwischen war der Pursche sehr erschrocken

und kam bestürzt nach Hause. Da man aber keine Spur von Tollheit am Hunde, der noch im Jahr 1786 lebte, fand, so besorgte man auch keine Gefahr.

Einige Tage darauf wurde der sonst muntere junge Mensch äußerst niedergeschlagen, sprach wenig, suchte allein zu seyn, und klagte beständig über Kopfweh. Sechs Wochen nach dem Tage, an dem er gebissen worden war, verwandelte sich sein bisheriges stilles und trauriges Wesen plötzlich in eine völlige Raserey. Die Augen funkelten wild umher, er lachte oft, schlief wenig, hatte viel Hitze und nahm weder Speisen noch Getränke zu sich. So blieb er zwey Tage hindurch, worauf sich alles wieder in seine vorige Niedergeschlagenheit umänderte. Wiederum vier Wochen nachher stellten sich die Zufälle der Raserey und zwar mit solcher Heftigkeit ein, daß sich seine Verwandten scheueten, ihm zu nahe zu kommen. Er konnte nicht aufrecht stehen, er fuhr mit dem Bauche längs der Erde hin, schnappte beständig mit dem Munde, und machte ein dem Geheule der Hunde ähnliches Geschrey.

In diesem Zustande ward er den 13. October nach der Charité zu Berlin gebracht, wo er abwechselnd allerley sonderbare und schlimme Zufälle noch bekam; doch ward er so weit hergestellt,

gestellt, daß er im November aus dem Lazareth entlassen wurde; er behielt aber seine Niedergeschlagenheit und schüchternes Wesen.

Am Neujahrstage des 1786sten Jahres fing er auf einmahl an, wieder irre zu reden und zu lachen, und wurde dabey so boshaft, daß er alle, die sich ihm naheten, selbst seine Mutter, zu schlagen drohete, und sie sich seines wilden Blickes wegen vor ihm fürchteten. Er wurde daher wieder ins Lazareth gebracht, und nach einiger Zeit auch wieder besser, blieb aber immer schüchtern und traurig.

So schrecklich können die Wirkungen vom Biß eines böse gemachten Hundes werden! Alle Eltern sollten ihre Kinder hierüber belehren, und ihnen nachdrücklichst abrathen, Hunde oder Katzen zu necken und zu reitzen, woran viele Kinder ihr Vergnügen finden, das so traurige Folgen für sie haben kann.

Morgagni erzählt einen Fall, wo von dem Biß einer sehr zornigen Katze, die gar nicht toll war, ebenfalls Raserey entstand.

XIX.

Schädliche Wirkung der unreifen Trauben.

Im Herbst 1794, da die Franzosen Trier eingenommen hatten und sich daselbst aufhielten, büßten über 1500 von ihnen das Leben meistens dadurch ein, daß sie unzeitige Trauben, mit Zucker gekocht, als Gemüs, oder wie sie es nannten, aigre-doux (sauersüß) speiseten.

XX.

Tödtliche Wirkung des Samens vom Stechapfel.

Herr Doctor Heim zu Spandau hat diese Geschichte, welche sich am 15. September 1781 allda ereignete, aufgezeichnet. Ein Kind von anderthalb Jahren spielte Abends mit dem Samen des Stechapfels, nahm verschiedene Körner davon in den Mund und verschluckte sie, und 6 Stunden darauf war es eine Leiche.

Nach Aussage der Mutter des Kindes ist es eine Stunde darauf, nachdem es den Samen verschluckt hatte, ganz steif geworden, so daß man auch keinen Fuß oder Arm an dem-

Stechapfel.

demselben hat bewegen können. Diese Steifigkeit hat nach und nach nachgelassen, und ein Erbrechen sich eingefunden, wobey verschiedene Körner des Samens vom Stechapfel zum Vorschein gekommen sind. Gegen Mitternacht hat es angefangen zu röcheln, ein blutiger Schaum ist ihm vor den Mund gekommen, die weiße Gesichtsfarbe hat sich in eine dunkelbraune verwandelt, und bald darauf ist es ohne alle Zuckungen und irgend eine Bewegung des Körpers verschieden.

Nach dem Tode wurde der Unterleib sehr stark aufgetrieben, und dieser sowohl als alle Gliedmaßen, besonders die Lenden, hatten außerordentlich viele braune Streifen, das Gesicht war ganz dunkelbraun, und an dem Munde stand ein blutiger Schaum. Bey Eröffnung des Leichnams fand man noch etliche 20 Samenkörner vom Stechapfel in den Gedärmen.

XXI.

Tödtliche Wirkung der Taxusbeeren.

Der Taxusbaum ist von den ältesten Zeiten her für giftig gehalten worden. Auch ist durch neuere Erfahrungen bestätigt, daß die Pferde den Genuß der Blätter mit ihrem Leben bezahlen müssen. Die tödtliche Wirkung der

Beeren hat Herr Doctor Selle in Berlin an einem Kinde beobachtet.

Ein Knabe von fünf Jahren hatte eine Menge von den rothen Beeren des Taxusbaums gegessen, worauf er fast über den ganzen Körper Flecken, wie Flöhbisse groß, bekam, die aber von ganz dunkler Farbe, wie Petechien von der schlimmsten Art, waren. Dabey befand er sich inzwischen ganz munter, außer daß er etwas gedunsen und bleich aussah, und voll und heiser auf der Brust war. Nach und nach verlor er immer mehr von seinen Kräften, konnte nicht auf den Füßen stehen, und nach einigen Tagen äußerte sich etwas Fieber. Seine Lippen fingen an, besonders die Oberlippe, sehr zu schwellen, und eine schwarzbraune Farbe anzunehmen. Endlich stellte sich auf einmahl eine äußerste Schwäche ein, die sich in ungefähr sechszehn Stunden mit dem Tode endigte. Die ganze Krankheit hatte vierzehn Tage gedauert.

XXII.

Tödtliche Wirkung der Kellerhals-Beeren.

Einem Mädchen, welches das Wechselfieber oder sogenannte kalte Fieber hatte, wurden

von seiner Mutter zwölf Beeren eingegeben, um ein Abführen zu bewirken. Das Mädchen bekam so heftiges Erbrechen, daß es Blut erbrach, und bald darauf starb, wie Linné erzählet.

XXIII.

Nachtheilige Wirkung der Aronswurzel.

Diese knollige, weiße und weiche Wurzel wird manchmahl von ungeschickten oder vielmehr boshaften Leuten Kindern zu kauen gegeben, um einen muthwilligen Spaß mit den Kindern zu treiben, wie dieß dem Herausgeber dieser Schrift selbst als Kind von einem alten Manne widerfuhr. Anfänglich ist der Geschmack wenig merkbar, bald aber wird er so stechend und brennend, als wenn der Mund voll Feuer wäre. Auf der Zunge und im ganzen Munde entstehen außerordentlich viele heftig brennende und schmerzende Blasen, so daß dieß eine wahre Marter für ein Kind ist. Das schlimmste dabey ist, daß diese schmerzhaften Empfindungen sehr lange anhalten, und alles Auswaschen mit Wasser keine Linderung schafft; nur durch Oel werden sie gemäßigt.

Wird diese scharfe Wurzel nicht nur gekaut, sondern auch verschluckt, so entsteht Entzündung des Magens, Blutbrechen, tödtlicher Magenkrampf. So hat Herr Baron von Störk in Wien einen Jüngling nach den Genuß dieser Wurzel am Magenkrampf sterben gesehen; auch Herr von Haller hat einen tödtlichen Magenkrampf vom Aufguß der Blätter von dieser Wurzel beobachtet.

Alles dieses gilt nur von der frischen Wurzel; lang getrocknet ist sie mehlig, unkräftig, und hat einen mildern Geschmack.

XXIV.

Unglück durch stark riechende Blumen.

Alle Blumen, die einen starken, wiewohl angenehmen, Geruch von sich geben, nehmen den Kopf ein, betäuben, verursachen Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten, Schlagfluß und den Tod, wenn man viele solcher Blumen in einem kleinen Zimmer stehen hat, zumahl die Nacht durch, wo Fenster und Thüren geschlossen sind. Es ist daher immer gefährlich für Gesundheit und Leben, im Schlafgemach Blumentöpfe mit wohlriechenden Blumen die Nacht durch stehen

zu

zu lassen; dergleichen Blumen sind: Rosen, weiße Lilien, Violen, Nelken und dergleichen mehr, kurz, alle Blumen mit einem durchdringenden Geruch.

Schon längst bekannt ist das Unglück jener Dame, die eine Schüssel voll Violen während der Nacht in ihrem Schlafzimmer behielt, und vom Schlagfluß getroffen wurde und starb.

XXV.

Auch das Riechen an Blumen kann üble Folgen haben.

Auf den Blumen pflegen sich allerley Thierchen, Insecten, Würmer aufzuhalten, die man, oder deren Eyer, beym Riechen in die Nase leicht ziehen kann, die sich dann in den Höhlungen der Nase einnisten, und allerley Ungemach da verursachen können. Daß dieses keine leere Grille sey, und sich schon wirklich zugetragen habe, beweiset folgende Geschichte an einem Herrn im Fuldischen, die man in Herrn Doctor Weikard's Schriften findet.

Ein Herr, der ein Freund von Blumen ist, und oft an solchen riecht, mag etwa ein Wurmchen oder ein kleines Insect in die Nase bekommen haben. Er hatte lange an den äußern

Theilen

Theilen eines Auges gegen die Nase zu oft ein Zittern, oder eine unwillkürliche Bewegung, endlich nießete er stark, und stieß einen langen braunen Wurm heraus, am Kopfe mit zwey Hörnern, und Gelenken am Leibe. Das Thier lief geschwind. Es wurde für den Doctor in Papier über Nacht aufbewahrt, war aber davon gelaufen, ehe er gekommen war. Das häufige Tabackschnupfen hatte diesem Thierchen nicht geschadet.

In dem ersten Bande der medicinischen Verhandlungen des Collegiums der Aerzte zu Philadelphia wird erzählt, daß eine Dame acht Monathe lang an einem heftigen Kopfschmerzen gelitten habe, der sich erst verlor, als ein Wurm durch die Nase abging. Der Wurm bewegte sich, war gegen zwey Zoll lang, braun, an beyden Enden mit einem weißen Kopfe und auf dem Rücken mit kennbaren Schuppen versehen. Der Arzt vermuthete, die Dame habe sich diesen Gast beym Riechen an einer Blume zugezogen.

XXVI.

Schlagfluß und Tod vom Geruch des frischen Heues.

Nach öffentlichen Blättern wurde vor mehreren Jahren in Frankreich ein Bauer mit zwey Söhnen,

Söhnen, welche die Nacht auf frischem Heu in der Scheure geschlafen hatten, Morgens todt gefunden. Die herbey gerufenen Aerzte versicherten einstimmig, daß der heftige Geruch des frischen Heues diesen drey Unglücklichen einen Schlagfluß und den Tod zugezogen hätte.

Es muß hier noch angemerkt werden, daß die Scheuer klein, von Heu ganz vollgestopft und verschlossen war, wo die Dünste vom Heu beysammen blieben, und also um so heftiger auf die Schlafenden wirken mußten. In einer geräumigen Scheure oder im Freyen auf der Wiese können die Dünste des Heues nicht so leicht schaden; wie man auch an den Landleuten sieht, die öfters auf Heuhaufen auf den Wiesen und in Scheuren zu schlafen pflegen, ohne einigen Nachtheil davon zu verspüren.

XXVII.

Feuersbrünste durch allerley Zufälle erregt.

Vor etwa 16 Jahren gab das Sengen einer Gans, die gebraten werden sollte, in Gera Veranlassung zu einem entsetzlichen Brande, der durch einen stürmenden Wind angefacht und in wenigen Stunden über die Hälfte der Stadt verbreitet

verbreitet wurde, wobey alle von den Flammen ergriffene Gebäude verheert worden. Der verursachte Schaden und das Unglück der Einwohner war überaus groß.

Bey dem Sengen der Gans mit brennendem Stroh beging die Köchinn die unverzeihliche Unvorsichtigkeit, dieses Geschäfte bey einem heftigen Sturmwinde im Hofe vorzunehmen, der mit Reißig voll besetzt war. Die Flamme vom Stroh, durch den Wind getrieben, ergriff das Reißig, welches sogleich in hellen Flammen stand, und in wenigen Minuten das ganze Haus. Die Wuth des Feuers griff mit solcher Geschwindigkeit um sich, daß es keine Möglichkeit war, demselben Einhalt zu thun.

Im Herbst 1795 entstand in der Stadt Kecskemet in Ungarn bey einem Metzger durch unvorsichtiges Auslassen des Schweinenfetts ein Brand, wodurch in wenigen Stunden 550 Häuser und 27 Landmühlen in die Asche gelegt wurden.

Ebenfalls im Herbst 1795 entstand eine große Feuersbrunst zu Bischofsheim auf der Rhön im Wirzburgischen durch Einstecken des Flachses in einen Backofen, worin der Flachs in Brand gerieth.

Jährlich geschehen bald da bald dort in Dörfern große Unglücksfälle durch das Dörren des Flachses in Backöfen; dessen ungeachtet bleiben die Landleute auf ihrem Eigensinn, gegen die herrschaftlichen Verordnungen, ihren Flachs in Backöfen zu dörren; und was das schlimmste dabey ist, sie verfahren bey dieser Arbeit zu unvorsichtig und gleichgültig.

Ich erinnere mich, vor langer Zeit in Zeitungen gelesen zu haben, daß in Polen ein verheerender Brand durch einen Pelzmantel entstanden war. Eine Dame kam im Winter von einer Reise spät in der Nacht nach Hause; die Kammerjungfer nahm ihr den Pelz ab, und trug diesen geschwind in die Garderobe. Die Nacht kam Feuer aus, welches den ganzen obern Stock des Schlosses schon in Flammen gesetzt hatte, als man erwachte. Aus allem sah man, daß das Feuer in der Garderobe entstanden war, und die Kammerjungfer erinnerte sich nun, daß ein Fünkchen von dem Lichte in den Pelz gefahren sey, als sie ihn im Kleiderzimmer aufhängte, welches sie aber gar nicht geachtet hatte.

So kann das kleinste Fünkchen Feuer das größte Unglück anrichten, wenn es zu einer brennbaren Materie kömmt!

Da das Pelzwerk so leicht Feuer fängt, thut man sehr wohl, solches nicht nur von Feuer und Licht, so viel es möglich ist, entfernt zu halten, sondern auch nie Nachtszeit in eine Garderobe oder anderes unbewohntes Zimmer bringen zu lassen, weil man sich auf möglichste Vorsichtigkeit der Bedienten mit Licht nicht verlassen kann. Hat man den Pelz bey sich im Zimmer, so wird man auch es sehr bald inne werden, wenn etwa ein Fünkchen von einem Lichte oder einer Fackel im nach Hause Gehen oder Fahren zur Nachtzeit in den Pelz gekommen seyn sollte.

XXVIII.

Ein besonderes Unglück bey einem Brande.

In Mannheim kam vor etwa 24 Jahren im Gasthause zum Pflug Feuer aus, und zwar im Schornstein. In solchen Fällen zeigen sich die Schornsteinfeger immer dienstwillig, bedecken die obere Oeffnung des Schornsteins mit Mist, stellen sich darauf, und fahren so durch den Schornstein herunter, wodurch dann das Feuer schnell gelöscht wird. Auch bey diesem Brande in Mannheim erboth sich sogleich ein Schornsteinfeger, das Feuer auf solche Art zu

löschen. Der Schornstein ward schleunigst mit Mist belegt, der Schornsteinfeger fuhr hinein, kam aber unten in der Küche nicht heraus. Alles wollte diesem Manne zu Hülfe eilen; man untersuchte warum er nicht durchdringen könnte, und fand, daß zu allem Unglück der Weg durch den Schornstein mit einigen dünnen Stangen, welche zum Dörren des Fleisches angebracht, gesperrt war. Jedermann suchte nun schleunigst zu helfen; allein die Hülfe kam zu spät. Der gute Mensch war schon todt, war schon ganz gebraten und verbrannt, hatte also eines äußerst elenden Todes sterben müssen.

Möchte doch die Bekanntmachung dieser schauderhaften Geschichte in Zukunft dergleichen traurige Fälle verhüten.

XXIX.

Unglück von verbrannten mit Farben bemahlten Zaunplanken.

Ein Gärtner nahm, wie Herr Model in seinen kleinen Schriften erzählt, dasjenige Holz, so von einem alten Gartenzaune abgebrochen worden, welcher mit einem Bleystoffe, es sey nun Mennig oder Bleyweiß, angestrichen gewesen, und heitzte damit seinen Backofen ein. Es soll sich aber der giftige Bleydampf so in den

Ofen gezogen haben, daß er hernach in das warme Brot, welches gerne alles mögliche anzieht, gesogen worden, so daß neun Personen, welche von diesem Brote, nachdem es erkaltet, gegessen haben, die schwersten Zufälle davon bekommen, und zwey von diesen, ehe man auf die Ursache dieser Wirkung gekommen, elend umkommen müssen; da die übrigen sieben endlich, nachdem man die Ursache von einem Bleygifte an den Zufällen erkannte, mit vieler Mühe errettet und beym Leben erhalten wurden.

XXX.

Verbrannte grün angestrichene Latten verursachen ähnliches Unheil.

Malouin erzählet, daß ein Ofen, der dem Herzoge de la Valliere zugehörte, und mit altem grün angestrichenen Lattenwerke geheizt wurde, dem darin gebackenen Brote die vergiftete Eigenschaft des Grünspans beygebracht habe.

XXXI.

Das nähmliche Unglück von bemahlten hölzernen Bildern.

Ungefähr vor 25 bis 30 Jahren geschah es, daß in einer kleinen Stadt des katholischen Deutsch-

Deutschlands, auf Befehl eines eben an die Regierung gelangten aufgeklärten Fürsten, die so genannte Charfreytags-Procession völlig eingestellt werden mußte. Bey solchen Processionen war es üblich, allerley bemahlte hölzerne Figuren oder Bilder mitzutragen, welche die wichtigsten Personen des alten und neuen Testaments vorstellten. Da dieses dem Fürsten bekannt war, so fügte er den Befehl bey, alle diese nunmehr überflüssigen Bilder zu verbrennen.

So ungern dieses auch die Unterthanen sahen, so gehorsam willigte der wackere Pfarrer des Städtchens ein, und gab seinem Schullehrer Befehl, alle zur Charfreytags-Procession gehörigen Bilder zu verbrennen. Der Schullehrer war ein Mann, der alles nach seinem Vortheil berechnete, und auf den Einfall kam, die Bilder auf dem Heerde und im Ofen zu verbrennen, um sein Holz dabey zu sparen. Er dachte, das wird unserem Fürsten, den Bildern und unserem Herrn Pfarrer gleichgültig seyn, wo sie verbrannt werden. Den folgenden Tag buk die Schullehrerinn Brot, wo denn gleich Gebrauch von den Bildern gemacht wurde; der Schullehrer füllte den ganzen Backofen damit an; die zu dick oder zu breit waren, spaltete er vom Kopf bis zu den Beinen, andern hieb er Arme und Beine weg, und als

er den Kopf des Holofernes erblickte, dem der Schullehrer nie gut gewesen war, spaltete er diesen mit solchem Grimm, daß das Blut davon gespritzt — wäre, wenn Blut darin gewesen wäre. Es wurde nun Feuer untergelegt, und in einem Augenblicke war dieses mit Oelfarben bestrichene Holzwerk in Glut; worüber der Schulmeister eine kindische Freude hatte.

Das Brot wurde nun gebacken, und sah recht schön aus. Kaum aber hatte der Schullehrer mit seiner Frau und vier Kindern davon gegessen, so wurden solche plötzlich krank, bekamen Uebelkeit, heftige Leibschmerzen, anhaltendes Brechen und Durchbruch. Die zwey kleinsten Kinder von zwey und vier Jahren erbrachen sich eine Stunde lang immerwährend fort, daß aus Mund und Nase häufiges Blut kam, und beyde bald darauf ihren Geist aufgaben. Durch einen herbeygerufenen Arzt wurden die zwey andern Kinder nebst Vater und Mutter noch gerettet, blieben aber noch eine Zeit lang kränklich und elend.

Als der dumme Pöbel diese traurige Begebenheit erfuhr, und hörte, daß der Schulmeister die Charfreytags-Bilder in seinem Backofen verbrannt habe, glaubte jedermann steif und fest, daß dieß eine offenbare Strafe des Himmels für die Verwegenheit des Schulmeisters

meisters sey, bis der kluge Arzt und rechtschaffene Pfarrer den albernen Leuten endlich begreiflich machten, daß es mit diesem Unglücke ganz natürlich zugegangen sey, und daß bloß die vielen schädlichen Farben an den Bildern aus Grünspan, Gummigutt, Bleyweiß, rothem Mennig und dergleichen, die sich beym Backen in das Brot gezogen, diese plötzliche Krankheit mit ihren fürchterlichen Zufällen und den Tod der zwey Kinder verursacht hatten.

XXXII.

Schneller Tod durch bemahlte Zuckerwaaren und bemahltes Spielzeug der Kinder.

Carl, ein recht munteres braves Kind von vier Jahren, der einzige Sohn eines Beamten in Franken, bekam am Weihnachtsfeste vom Großpapa sein Christkindchen beschert, welches aus einer Menge Spielsachen und allerley Näschereyen von Zucker und Lebkuchen bestand. Da gab es hölzerne Pferde, Soldaten, Rasseln, Pfeifen, Trompete, Waldhorn und noch viele andere Dinge, alles recht schön roth, gelb, grün, blau angestrichen; deßgleichen Lebkuchen, Puppen, Männer, Reiter, Vögel und andere Thiere von Zuckerwaaren, ebenfalls mit allerley

Farben bemahlt, und noch mit Silber= und Goldschaum häufig geziert. So lange Carlchen auf der Welt war, war es noch nicht so lustig und vergnügt gewesen, als an diesem Christtage. Er ritt, er trommelte, er pfiff, er blies bald auf der Trompete, bald auf dem Waldhorn, nach Herzenslust. War der kleine Reiter und Trompeter müde, so legte er eine kurze Zeit diese Spielsachen bey Seite, und spielte einstweilen mit den Näschereyen, mit den Zuckerwaaren, wobey er dann immer einige Stücken sammt Farben und Goldschaum verzehrte. Diese Herrlichkeit dauerte den ganzen Tag fort.

Gegen Abend wurde das Kind verdrießlich, es bekam Hitze, trank viel die Nacht durch, und erbrach sich etlichemahl.

Den folgenden Morgen war das Kind wieder ziemlich munter. Um es noch aufgeräumter zu machen, nöthigten die Eltern selbst das Kind zum Spielen und Essen der Zuckerwaaren, ohne zu ahnen, daß sie ihr geliebtes Carlchen dadurch vergiften und tödten würden. Abends wurde der Knabe wieder krank; es äußerten sich die nähmlichen Zufälle, wie den vorhergehenden Abend, nur anhaltender und in stärkerem Grade; doch tröstete man sich, und hoffte, es würde nichts zu bedeuten haben, und

wieder von selbst gut werden, wie das erstemahl auch. Allein diese Hoffnung schlug fehl, und das Kind war des Morgens beym Erwachen sehr krank.

Es wurde nun nach einem Arzte geschickt, der aber weit entfernt wohnte, und eben zu einem andern Patienten verreiset war; es dauerte also bis den Abend, ehe der Arzt ankam. Nach genauer Untersuchung beschuldigte dieser die giftigen Farben an den Zuckerwaaren und Spielsachen als Ursache der Krankheit; an den Mundstücken der Trompete und des Waldhorns war wirklich die Farbe beym Blasen völlig abgeleckt worden.

Der Arzt wandte noch seine Geschicklichkeit mit möglichstem Fleiße an, um das Kind zu retten; jedoch es war schon zu spät, und alle angewandte Kunst vergeblich. Nachts gegen 11 Uhr verschied Carlchen unter heftigen Zuckungen.

Ueber diesen schmerzhaften Verlust des einzigen Sohnes waren die Eltern untröstlich, rannten wie von Sinnen weinend und jammernd im Hause umher, zumahl da sie sich einbildeten, der junge Arzt habe die Krankheit ihres Kindes verkannt und unrecht behandelt, und sie nicht glauben konnten, daß ein bischen Farbe an Zuckernäschereyen und Spielwerk ein

Kind vergiften könne. Denn der Herr Beamte konnte zwar ein ordentliches Protocoll führen und Berichte machen, hatte aber übrigens von der ganzen weiten Welt und Natur nicht die geringste Kenntniß, eben so wenig seine Frau; es kostete daher dem Arzte viele Mühe, diese beyden von der Richtigkeit seiner Behauptung zu überzeugen. Der Arzt kam auf den Einfall, einige Vögel herbey bringen zu lassen, und diese vor den Augen des Herrn Beamten und seiner Frau mit den nähmlichen gefärbten Zuckerwaaren zu füttern, worauf diese Thierchen in kurzer Zeit unter Zuckungen starben.

Die Eltern machten hierüber große Augen, und standen voll Verwunderung da über die giftige Eigenschaft dieser Farben, und gaben dem Arzte nun ihren völligen Beyfall, und versicherten, daß sie gern ihr halbes Vermögen, welches sehr beträchtlich war, darum gäben, wenn sie dieses vorher von den Farben gewußt hätten, und also im Stande gewesen wären, den Tod ihres einzigen Sohnes zu verhüten.

XXXIII.

Tragische Wirkung des Glaubens an einen erdichteten Traum.

In dem Magdeburgischen Dorfe Wellen lebt ein Schenkwirth, Nahmens Helmstedt, der

der durch seine lustigen Schwänke in der Gegend umher bekannt ist, und deßhalb im Scherz von den Bauern Schelmstedt genannt wird. Ein Freysaß zu Diestorff, Nahmens Löper, hatte viel von diesem drolligen Manne gehört, und nahm sichs vor, das nächste Mahl, wenn er in die Gegend von Wellen käme, bey ihm einzukehren, und den spaßhaften Mann persönlich kennen zu lernen. Die Gelegenheit fügte es, daß er bald (im Sommer 1783) in der Gegend von Wellen zu thun hatte, da er denn auf der Rückreise einen kleinen Umweg über Wellen nahm, und auch so glücklich war, den Schenkwirth Helmstedt beym Eintritt auf der Hausflur anzutreffen. Helmstedt kannte den Freybauer Löper, ohne daß dieser es wußte, ließ sichs aber nicht merken, sondern nannte ihn Herr Amtmann, und that, als wenn er ihn für den Amtmann Frikker aus Domersleben hielte. Löper ließ ihn gerne in dem vermeintlichen Irrthum, weil es ihm schmeichelte, für einen Amtmann gehalten zu werden, ließ sich sodann in die Schenkstube complimentiren, und forderte ein Glas Bier, worauf folgendes Gespräch begann.

Sag' er mir doch Herr Wirth, heißt er denn Helmstedt oder Schelmstedt?

Zu dienen, Herr Amtmann, eigentlich Helmstedt.

Aber ists denn wahr, daß er so allerhand Spaß machen kann? Ich wäre doch neugierig von ihm auch einmahl was zu sehen; gehört habe ich schon genug von ihm.

Daß ich nicht wüßte, Herr Amtmann; ich habe wohl meinen Gästen manchmahl ein bischen was vorerzählt, damit das Bier brav abginge, aber das Spaßmachen vergeht einem heutzutage wohl; da dankt man Gott, wenn man das Leben hat.

Indessen hatte Löper sein Glas ausgetrunken, forderte noch ein Glas Schnaps, und machte sich reisefertig. Um aber doch nicht ganz vergebens gekommen zu seyn, wandte er nochmahls alle seine Beredsamkeit an, um den Wirth zu einem lustigen Schwank zu bewegen, und versicherte, daß es ihm dabey auf einen Scheffel Hafer nicht ankommen sollte.

Helmstedt versicherte hoch und theuer; daß er seit langen Jahren keinen Spaß mehr gemacht habe; weil aber jener gar nicht nachließ, so sagte er endlich: Ich wüßte in der That nicht, Herr Amtmann, was ich Ihnen erzählen sollte! Zwar habe ich vergangene Nacht einen ganz sonderbaren Traum gehabt, den ich auch noch diesen Morgen meiner Frau erzählt habe. Wenn Ihnen damit gedient ist, so hören Sie zu.

Mir

Mir träumte, ich wäre gestorben, und in die Hölle gekommen, wo es ganz entsetzlich heiß war, so heiß, daß ich meine Pudelmütze nicht aufbehalten konnte, und den Teufel um Erlaubniß bat, solche ein wenig ablegen zu dürfen. Der Teufel, der den Gastwirthen immer etwas gewogen ist, ließ auch solches geschehen; als ich aber meine Mütze an einen Nagel in der Wand hängen wollte, hielt er mich zurück, und sagte: Nein! der muß ledig bleiben, denn in drey Tagen kömmt ein dicker Freybauer, der seinen Huth daran hängen soll. Ich schmiß also meine Mütze, weil sonst kein Platz da war, auf die Erde, und wollte mich in einen großen Lehnstuhl setzen, der in der Ecke stand. Der Teufel schob mich aber heftig zurück, und sagte: der Lehnstuhl ist schon besetzt, denn in drey Tagen kömmt der Freybauer Löper von Diestorff, für den ist er hingestellt; und darüber wachte ich auf.

Löper fing hierbey am ganzen Leibe an zu zittern, fragte mit bebender Stimme, wie viel er schuldig sey; bezahlte die Zeche, und war kaum zu Hause angekommen, als er in ein hitziges Fieber verfiel. Drey Tage phantasirte er von Helmstedt, Teufel und Hölle, und am vierten war er todt.

XXXIV.

XXXIV.

Warnung vor herumstreichenden Operateuren oder Wundärzten.

Folgender Vorfall ist einer öffentlichen Bekanntmachung werth, weil er ein warnendes Beyspiel für alle diejenigen seyn kann, die mit dem unverzeihlichsten Leichtsinn das Wohl ihres Körpers den Händen unwissender Landstreicher und Marktschreyer anvertrauen.

In Bislich, einem Dorfe am rechten Ufer des Rheins unweit Cleve, hatten ein Paar Landleute ein Kind, das mit einer so genannten Hasenscharte am Munde geboren worden. Die Eltern waren mit diesem Kinde schon öfter nach Wesel gereist, um den Schaden von den dortigen Wundärzten untersuchen zu lassen. Alle fanden, daß derselbe ganz gut und mit wenigen Kosten zu heilen wäre; nur riethen sie ihnen, sich wenigstens noch ein Jahr zu gedulden, weil das Kind, das damahls noch kein Jahr alt war, zu schwach wäre, die Operation auszuhalten.

Während der Zeit kamen aber ein Paar Landstreicher in diese Gegend, die sich für ganz geschickte Wundärzte ausgaben, und auch wirklich die vortheilhaftesten Zeugnisse von vornehmen und angesehenen Personen vorzeigten. Der eine

eine stellte den Meister und der andere den Gesellen vor. Sie kamen nach Bislich und es ward ihnen nicht schwer, durch ihre Zeugnisse und die blendendsten Vorspiegelungen und Versprechungen sich das Zutrauen der Eltern des unglücklichen Kindes zu erwerben. Sie machten sich anheischig das Kind in kurzer Zeit und ohne die geringste Gefahr, — aber, wie sich von selbst versteht, gegen eine beträchtliche Belohnung — zu heilen.

Die Eltern ließen sich alles gefallen. Das Kind wird gebunden und einem Nachbar, der gerade zugegen war, auf den Schoos gelegt. Der Meister nahm darauf die Operation vor. Er verursachte durch seine Instrumente, die aus einem alten verrosteten Schermesser und einer großen Schneiderschere bestanden, dem Kinde eine Wunde, die sich von der Lippe bis an die Nase erstreckte, und wenigstens einen Zoll breit war. Diese Wunde heftete er mit einer großen so genannten Sacknadel und mit einem groben rothen Zwirnsfaden wieder zu, und während dieser Marter war der Geselle unaufhörlich damit beschäftigt, das aus der Wunde strömende Blut mit seinen Fingern aus dem Munde des auf dem Rücken liegenden Kindes zu schöpfen. Indessen half dieß alles nichts. Das Bluten war nicht zu stillen, und das übrigens völlig gesunde und starke Kind wurde innerhalb einer

halben Stunde ein Schlachtopfer der Unwissenheit der Bösewichter und der Einfalt und Leichtgläubigkeit seiner Eltern.

Als man das Kind nachher öffnete, war sein Magen voll geronnenen Blutes.

Die Mörder hatten sich, sobald sie die Vorbothen des Todes bemerkten, heimlich davon gemacht, wurden aber doch wieder eingehohlt, als sie eben im Begriff waren, sich über den Rhein fahren zu lassen, und ins Criminal-Gefängniß nach Wesel gebracht.

XXXV.

Ein anderes Uebel durch einen Operateur mit Beyhülfe des Glaubens an einen Traum.

Im Dorfe R** war vor einigen Monathen eine reiche Bauersfrau mit einem anfangenden grauen Staar behaftet, wobey sie noch ziemlich sehen konnte. Es kömmt ein herumstreichender Operateur in die Gegend, und kaum hört er von der Augenkrankheit dieser Frau erzählen, so macht er sich auf den Weg nach dem Dorfe R** zu. Unterweges kam er durch ein Städtchen, wo er sich im Wirthshause

hause erkundigte, ob nicht ein Advocat oder sonst jemand, der gut schreiben könne, im Orte sey. Der Wirth sagte: Ja! es sind zwey Advocaten hier; der eine ist ein rechtschaffener braver Mann, der andere aber liederlich und ein Schufft; doch können beyde gut schreiben. Der Operateur fragte nach der Wohnung des letztern. Als der Wirth seine Verwunderung äußerte, daß er lieber zum Schufften als zu dem rechtschaffenen Advocaten gehen wollte, erwiderte der Operateur, er wolle deßwegen zum letztern gehen, weil dieser vermuthlich wohlfeiler arbeiten würde; übrigens sey es ihm gleichgültig, ob der Advocat ein Schurke oder ein ehrlicher Mann sey, weil dieß auf sein Geschäft keinen Einfluß habe.

Der Operateur brauchte aber durchaus einen Schufften, weil sich kein ehrlicher Mann zu seiner Zumuthung würde verstanden haben. Er ging nun zu dem liederlichen Advocaten, den er auch bey einer Branntweinsflasche schon halb betrunken antraf. Der Operateur, der zwar eine Menge falscher Atteſtate bey sich hatte, worin ihm bezeugt wurde, daß er diese und jene Wunderkuren verrichtet habe, hatte just keines bey sich über die Operation eines Staars. Er erzählte nun dem Advocaten, daß er ein Operateur sey, und nach Frankfurt am Main reisen wolle; er habe kürzlich an einer Dame in

Dresden

Dresden den grauen Staar sehr glücklich operirt, worüber ihm die Dame ein Attestat mitgegeben, das er aber auf der Reise verloren habe; er wolle daher den Herrn Advocaten ersuchen, ihm ein ähnliches Attestat über diese glückliche Operation in Dresden aufzusetzen, welches er gerne mit einer halben Carolin bezahlen wolle. Zwar hätte er so etwas an sich gar nicht nöthig, weil er wegen seiner großen Geschicklichkeit in ganz Deutschland berühmt und bekannt sey, hauptsächlich bey Höfen; allein gemeinen Leuten wäre seine Geschicklichkeit doch nicht so bekannt, und diesen guten Leuten möchte er doch auch gerne seine Hülfe angedeihen lassen, wozu solche Atteste das meiste beytrügen.

Mein Herr, versetzte der Advocat, ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihnen hierin dienen zu können, ich sehe es ihnen an, daß Sie in allem die Wahrheit reden, und Sie ein sehr geschickter Operateur sind; denn ich bin ein gar großer Menschenkenner. Der Advocat fertigte das Attestat nach Angabe des Operateurs aus, der so unverschämt war, den Nahmen einer Dame in Dresden anzugeben, deßgleichen den Tag der Operation, und eine Menge Nahmen von Damen und Herren, die bey der Operation gegenwärtig waren, welches alles in das Attestat geschrieben wurde, ungeachtet es alles erdichtet und erlogen war.

Ganz erfreut, einen so gefälligen und dienstwilligen Mann, als dieser Advocat war, gefunden zu haben eilte der Operateur nun mit dem erschlichenen Atteslate schleunig dem Dorfe N** zu, kehrte im Wirthshause ein, und begehrte eine Bouteille Wein. Hinter dem Tische saß ein abgedankter Soldat aus dem Dorfe bey einem Glas Branntwein. Beyde wurden bald mit einander vertraut, so daß der Soldat zu wissen wünschte, wer der fremde Herr sey. Dieser zog alsobald sein eben erhaltenes Attestat aus der Tasche, und gab es dem Soldaten zu lesen. Dieser erstaunte, einen so berühmten Mann hier zu sehen, und sagte gleich, daß eine reiche Frau im Dorfe sey, die den grauen Staar habe, und sich gewiß von ihm würde operiren lassen, wenn er zu ihr gehen möchte. Der Operateur schenkte dem Soldaten fleißig ein, und wußte es durch ein Geschenk an Geld dahin zu bringen, daß der Soldat zu der Bäuerinn ging, Wunderdinge von dem fremden Doctor erzählte, und es bald dahin brachte, daß der fremde Herr im Wirthshause zu der kranken Frau gerufen wurde.

Der berühmte Mann erschien, besah die Augen der Frau lange Zeit, wobey er tausenderley Mienen, Gesichtsverzerrungen und Gebehrden machte; endlich versicherte er, daß er den Staar so glücklich zu operiren gedächte,

daß sie innerhalb 14 Tagen ihr Gesicht wieder völlig haben und ganz gesund seyn sollte. Er betheuerte dieses auf seine Parole hoch und theuer, und zum Beweise, daß er sich auf seine Geschicklichkeit verlassen könne, und sicher in Zeit von acht Tagen wieder zurück käme, wo er noch einige Tage da verweilen und die Kur vollenden wolle, verlange er nicht mehr als die Hälfte der Zahlung, nähmlich 50 Reichsthaler voraus, und die andere Hälfte erst am Ende der Kur.

Durch diesen Schein der Ehrlichkeit nahm der Betrüger die gute einfältige Frau völlig für sich ein, daß sie sogleich in die Forderung willigte. Ihr Mann machte aber noch mancherley Einwendungen, und wollte wenigstens die Operation nicht eher vornehmen lassen, bis er den Arzt in der nächsten Stadt erst zu Rathe gezogen hätte, den er auch bitten wollte, bey der Operation gegenwärtig zu seyn. Als der Charletan dieses hörte, machte er sich zum Scheine reisefertig, und versicherte, daß er unmöglich so lange warten könnte; seine Reise leide keinen Verzug, und längstens in einer Stunde müsse er abreisen.

Die halbblinde Frau weinte und jammerte, machte ihrem Manne bittere Vorwürfe, daß er ein hartherziger Mann sey, der aus Geiz

das Geld nicht an sie wenden möge. Sie erzählte, daß es ihr in der verflossenen Nacht geträumt habe, sie würde an diesem Tage wieder völlig sehend und gesund werden; und es sey offenbar eine Fügung des Himmels zu ihrem Besten, daß dieser geschickte berühmte Mann seine Reise durch ihr schlechtes Dorf genommen habe, wohin keine Hauptstraße führe, und nicht leicht ein Fremder komme.

Der Mann ließ nun, um sich seiner Frau gefällig zu zeigen, sich aller Vorwürfe auf die Zukunft zu entledigen und den lieben Hausfrieden zu erhalten, die Operation des Staars an seiner Frau willig geschehen, zahlte dem Marktschreyer die bedungenen 50 Reichsthaler, und legte die andere Hälfte des Geldes zurecht, um ihm solche bey seiner Zurückkunft einzuhändigen.

Der Operateur strich das Geld ein, versicherte nochmahls, daß er längstens in acht Tagen wieder komme, und reisete fort. Die kranke Frau war außer sich vor Freuden über die geschehene Operation. Ihr Mann schwieg still, und war auf den Ausgang der Kur begierig.

Es verflossen acht Tage, und der berühmte Mann kam nicht; es verflossen acht Wochen,

 und

und der Wundermann war immer noch nicht da; es verflossen acht Monathe, und man sah und hörte nichts von dem weltberühmten geschickten Operateur; außer daß er bald da bald dort ähnliche Schelmerey und Betrügerey getrieben hatte. Die operirte Frau wurde fast unsinnig, da sie sich so außerordentlich betrogen sah; denn durch die ungeschickte Operation war sie nun völlig blind geworden.

XXXVI.

Schädliche Folgen der Lotterie-Spiele.

Unter dem Hessischen Dragoner-Regimente, Prinz Friederich, befand sich ein Wachtmeister, Nahmens Becker. Er war, wo ich nicht irre, aus dem Schwarzenfelsischen, und hatte nicht allein den siebenjährigen Krieg, sondern auch die folgende Dauer des Friedens hindurch mit lobenswerther Treue und Redlichkeit gedient. Durch den Eifer und die Genauigkeit, womit derselbe stets seine Dienste verrichtete, erwarb er sich das Zutrauen seines Compagnie-Inhabers, welcher ihm anfänglich nicht nur alle Besorgungen für die Compagnie, sondern auch nachher die Löhnungsgelder zur Auszahlung überließ. Hierdurch und durch die häufigen

Gewinne, welche einigemahl nach einander zu Ziegenhain von der damahligen Garnison des Dragoner-Regiments gewonnen wurden, angereitzt und verführt, setzte er häufig in das durch die preißliche Vorsicht Wilhelm des Neunten aufgehobene Lotto, fiel aber stets durch.

Da seine Hoffnung, einst reich und glücklich zu werden, immer zunahm, und sein Wachtmeisters-Sold zu so überhäuftem Einsetzen nicht zureichte, so begann er die für die Compagnie arbeitenden Handwerker unbezahlt zu lassen, und ansehnliche Eingriffe in die Löhnungsgelder zu thun, in der Absicht, sie einst von dem gewiß zu hoffenden Gewinn zu ersetzen.

Da aber sein Glück immer das nähmliche war, die Handwerksleute unbezahlt blieben, und endlich ihre Bezahlung mit Heftigkeit von dem Compagnie-Inhaber heischten, so gab dieser Befehl, den Wachtmeister in Verhaft zu nehmen, und nach der von der Vorstadt etwas entlegenen Festung zu bringen.

Der Weg dahin ging über eine Zugbrücke, welche über einen tiefen mit Wasser angefüllten Graben führte. Mitten auf dieser Brücke entriß er sich der Wache, stürzte sich in den Graben, und machte, indem kein Schiff noch anderes Hülfsmittel zu seiner Rettung schnell

genug vorhanden war, seinem Leben und zugleich jeder Untersuchung ein Ende.

Nach seinem Tode fand man nun freylich Rechnungen und Papiere in großer Unordnung; allein sein Wandel war, bis zu jener traurigen Periode, unsträflich und rechtschaffen. Gewiß würde dieser Unglückliche bis an sein Ende rechtschaffen geblieben seyn, wenn damahls schon das Lotto aufgehoben gewesen wäre.

XXXVII.

Ein anderer rührender Beytrag zu den höchst traurigen Folgen der Lotto-Spielsucht.

Ein junger Kaufmann in der berühmten Handelsstadt Elberfeld machte im Jahr 1788 einen Bankerott von mehr als hundert tausend Reichsthalern.

E** hatte ein Vermögen von einigen Tausenden wirklich in Händen. Er saß schon einige Jahre in einem Handel, der ihm mit Frau und Kindern hinlängliches Auskommen verschaffen konnte. An Credit konnte es ihm nicht fehlen; denn er machte im Aeußerlichen keinen besondern Aufwand und hatte von seinen Eltern als einziger

einziger Erbe derselben ein sehr ansehnliches, auch von seiner Frauen Seite ein vielleicht eben so großes Vermögen zu erwarten. Wenn ihm also in seinem Handel Unglücksfälle zugestoßen wären, davon ihm jedoch keine zugestoßen sind, oder wenn sein Aufwand auch jährlich einige Hunderte mehr erfordert hätte, als er durch den Handel gewann, so würde ihm sein Nahme allein in Elberfeld und im ganzen Lande Bürgschaft genug gewesen seyn, um Tausende zu negotiiren. Von einem in solchem Rufe eines blühenden Wohlstandes stehenden Manne war also ein Bankerott schlechterdings unbegreiflich. Herr E** bankerott? wie ist das möglich? — war die allgemeine Stimme des erstaunten Publicums.

Das Geheimniß ward aber bald aufgedeckt. Es fand sich, daß der Unbesonnene seit dem August 1783 bis März 1788 nicht weniger als 246,858 Gulden ins Mannheimer und Mainzer Lotto eingesetzt, und nach Abzug der gezogenen Gewinnste von 185,430 Gulden 61,428 Gulden eingebüßt hatte.

Er hatte, um die starken Einlagen zu bestreiten, Capitalien aufborgen müssen. Die Zinsen blieben theils unabgeführt, theils mußten zur Abführung derselben und zur Bestreitung der neuen Einlagen immer neue Capitalien auf-

genommen werden; sein Fleiß im Handel ließ nach, wie die unselige Lotto-Speculation zunahm, und so entstand obige große Schuld aus der bloßen Lotto-Spielsucht.

Seines menschenfreundlichen und ungemein leutseligen Characters wegen war der Unglückliche von den übrigen Handelsgenossen, wie auch von verschiedenenen vornehmen Personen vom Civil- und Militär Stande in der benachbarten Stadt Düsseldorf ausnehmend geachtet, und nun wird er allgemein bedauert, da er mit Zurücklassung seiner Frau und Kinder die Flucht ergreifen müssen, und aus Furcht vor den Gläubigern nicht heimkehren darf. Seine Eltern wollen Zeitlebens nichts zahlen, und, wie es verlautet, auch nach seinem Tode den Gläubigern nichts zukommen lassen, als was sie etwa ihrem Sohne nachzulassen nach den Gesetzen schuldig sind. Das Uebrige wollen sie, gleichwie auch die Anverwandten der Frau ihr großes Vermögen, den Kindern geben.

Das verdammte Lotto hat also dem Staate einen brauchbaren Bürger, einer Gattinn ihren Gatten, den unerzogenen Kindern ihren Vater entrissen, und die unschuldigen Gläubiger vielleicht um viele Tausende gebracht.

Bey dieser Geschichte ist folgender Zug merkwürdig. Bekanntlich genießen die Collecteurs

teurs von der Einlage 10 Procent. Dieß Procent betrug sich in Absicht auf die von E** seit 4 Jahren 6 Monathen eingelegten 246,858 Gulden über 20,000 Gulden. Nun ging derjenige, dessen der Kaufmann sich zur Einhohlung der Loose bediente, mit der Einlage, welche durchgehends in zwey, drey und mehreren tausend Gulden bestand, zu einem Collecteur, und machte demselben den Antrag, sich mit Einem Procent zu begnügen, wo er sonst zu einem andern Collecteur gehen würde. Der Collecteur, welcher das in Rücksicht der starken Einlage schon beträchtliche Procent von 20, 30 und mehreren Gulden nicht gern verlieren wollte, ging den Handel ein, und so gewann jener schlaue Gast, ohne Nachtheil des Kaufmanns, jedesmahl neun Procent, welches in Absicht auf obige ganze Einlagssumme über 18,000 Gulden ausmacht.

XXXVIII.

Warnung vor allzugroßem Aufwande.

Folgende Geschichte verdient für alle zur Warnung aufbewahrt zu werden, die einen Hang zum Großthun und zur Verschwendung haben, und ihre Geschäfte vernachlässigen.

Zu Kitzingen in Franken starb im Jahr 1789 der verdorbene Kaufmann H**, der nicht

nur von seinem Vater hundert tausend fränkische Gulden geerbt, sondern auch ansehnliche Summen erheirathet hatte; der aber schon zehn Jahre vor seinem Tode nicht einmahl schwarzen Brotes genug, um den bellenden Magen zu sättigen, und nicht einmahl so viel Strohhalme hatte, um sein Haupt darauf zu legen.

Aber wie ging dieß zu? wird man fragen. — H** spielte den vornehmen Herrn. Er hielt sich unnöthige Bedienten; nahm Schmeichler und Betrüger unter seine Freunde auf; stellte beynahe täglich große Schmausereyen an; kleidete sich und seine Leute, wie der reiche Mann im Evangelium, in kostbare Zeuge; fuhr mit vier prächtigen Mohrenköpfen aus; hielt seinem Leibkutscher noch einen Nebenkutscher; gab jedem Kinde eine besondere Magd; vernachlässigte seine schönen Weinberge, Wiesen und Felder, und mißkannte alle Handelsklugheit.

Die Frau dieses Kaufmanns war noch obendrein ein eitles, übermüthiges Weib. Sie brachte ihre ganze Zeit entweder im Kindbette zu, das sie mit gräßlicher Pracht hielt, oder in Spielgesellschaften außer dem Hause. Wenn diese Modethörinn ausging, so warf sie den Ladendienern ihren Beutel mit dem Befehle hin: füllt, füllt!

So ging H**, der für sich, seine Vaterstadt, seinen Herrn ein wackerer Bürger hätte werden können, elend unter.

Zur Zeit seines unbesonnenen Aufwandes ließ er ein köstliches Grab für sich bauen, und stiftete zwey tausend fränkische Gulden dazu, wovon es in Ewigkeit erhalten werden sollte. Er wurde in sein Mausoleum gelegt, der verhungerte Bettler, und nun ruft sein Schatten den Fürsten und Krämern zu:

„O höre, wer Ohren hat! Fürsten gebt euern Krämern strenge und weise Aufwandsgesetze; damit sie sich und euch nicht in den Abgrund stürzen!"

„Die ihr mit Kaufmanns- und Gewerbsgeschäften euch und den Staat blühend machen wollt, flieht die thörichte Sucht, Fürsten, Grafen und Herren nachzuahmen. Ihr könnt euch nicht erhalten. Ihr werdet stürzen, und als Bettler oder Spitzbuben sterben."

XXXIX.

Der schrecklichste aller Unglücksfälle für den Menschen.

Lebendig begraben zu werden ist unläugbar das entsetzlichste, schauderhafteste und verzweif-

lungsvollste aller Uebel, die den Menschen treffen können; und gewiß trifft dieß schreckliche Schicksal mehrere, als man gewöhnlich glaubt. Seit einigen Jahren wurde diese Sache der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit bey Aerzten und Nichtärzten, daß man an manchen Orten, z. B. in Weimar, Leichenhäuser errichtete, wo die Verstorbenen so lange unbegraben liegen bleiben, bis sich die Zeichen der Fäulniß äußern, und in vielen Ländern Verordnungen gegen das zu baldige Beerdigen erlassen wurden.

Sowohl in alten als neuern Zeiten hat man eine Menge Beyspiele von Verstorbenen, die nicht wirklich todt waren, sondern nur in einem Scheintode lagen. Die mehresten Vorfälle dieser Art sind von ungefähr entdeckt worden; bald durch Oeffnung des Körpers, die man nach dem vermeintlichen Tode hat vornehmen wollen; bald durch zärtliche Liebe der Anverwandten; bald durch Geräusch, welches die lebendig Begrabenen im Grabe machten; bald dadurch, daß man bey Eröffnung der Gräber die Lage der Leichname öfters verändert gefunden hat; bald durch Diebe, welche den Begrabenen die anhabenden Ringe oder Kleidungen abnehmen wollten; manche erwachten auf den Scheiterhaufen vor Zeiten, als die Todten noch verbrannt wurden; andere durch verschiedene

ganz

ganz unvorhergesehene Zufälle. Nun mache man den Schluß, wie viele Menschen lebendig begraben werden können und müssen, deren Unglück nicht entdeckt wird, weil das glückliche Ungefähr nur bey den wenigsten eintrifft!

Am öftersten ereignet sich dieses Unglück bey Personen, die reitzbare, schwache Nerven haben, besonders bey Kindern und Frauenzimmern; bey Personen, die an Krämpfen, Zuckungen, Ohnmachten und andern Nervenzufällen leiden; die mit der fallenden Sucht behaftet sind; bey Stickflüssen, Schlagflüssen und Blutflüssen; bey Erfrornen, Ertrunkenen, vom Blitz Getroffenen, Erhenkten, von Dünsten Erstickten, vor Schreck oder Freuden jähe Verstorbenen; bey Kindern, die todt zur Welt gekommen.

Alle solche Personen dürfen nicht eher begraben werden, als bis sich die Zeichen der Fäulniß am Körper offenbaren, und sollte es auch acht Tage und drüber dauern, wie man schon dergleichen Beyspiele hat. Die eintretende Fäulniß ist das einzige ganz gewisse Kennzeichen des wirklichen Todes. Auch müssen bey solchen Personen die erforderlichen Erweckungsmittel lange genug mit unermüdetem Fleiße angewandt werden. Will man bey einer so wichtigen Sache sicher verfahren, so muß ein ordentlicher

licher Arzt jedesmahl die Erweckungsmittel anordnen, und auch die Zeit zur Beerdigung bestimmen.

Aus einer Menge dergleichen traurigen Begebenheiten von den glaubwürdigsten Schriftstellern sollen hier zur Ueberzeugung aller Ungläubigen nur einige angeführt werden.

Folgende Geschichte führt Herr Doctor Frank an. Eine 50 Jahr alte kränkliche Schneidersfrau zu Rostock, Nahmens Hansen, wurde von einem derselben allem Ansehen nach wenige Tage darauf tödtlich gewordenen Fieber befallen. Als man sie für todt hielt, ward sie aus dem Bette gezogen, gewaschen, und nachdem man ihr ein Buch von mittierer Größe unter das Kinn legte, damit der Mund geschlossen bleiben möchte, allein gelassen. Es war im Sommer, und da die Kranke bey anbrechendem Tage gestorben zu seyn schien, so ward noch an selbigem Tage den Stadteinwohnern dieser Sterbefall nach Gebrauch angezeigt.

Des andern Morgens kam die Hausmagd in die Stube, worin die Todte lag, um die Riegel an den geschlossenen Fensterläden zurück zu schieben. Alsdann ging sie aus der Stube, um die Läden auswärts aufzumachen, und kehrte in jene zurück, um jetzt die Fenster zu öffnen,

und

und den Todtengeruch aus dem Zimmer zu lüften. Da die Magd dieses eben verlassen wollte, richtete sich ihre Hausfrau auf, rief ihr leise zu, und reichte ihr das Buch unter ihrem Kinne, um es zu beseitigen. Sie fragte weiter ganz in Erstaunen, wie sie hierher gekommen wäre, was die Ihrigen mit ihr getrieben hätten?

Die, wie von einem Gespenste verfolgte, äußerst beängstigte Hausmagd rief aus vollem Halse um Beyhülfe. Inzwischen eilte der Ehemann mit dem übrigen Gesinde herbey, und, da sich keines von diesen in die Stube wagen wollte, that er es beherzt, und half seinem, über eine beschwerliche Kälte klagenden, Eheweibe von dem Leichenbrete, auf welchem sie beynahe 24 Stunden als todt zugebracht hatte, in ein warmes Bette, wo sie durch stärkende Mittel bald völlig hergestellt wurde.

Dieses Weib wußte sich nichts zu erinnern, was inzwischen vorgegangen war; sie schrieb ihre Wiederbelebung der durch das geöffnete Fenster eingelassenen Luft zu, und lebte noch ganze zehn Jahre, wo sie erst in ihrem 60sten Jahre wirklich gestorben ist; da inzwischen die erschrockene Hausmagd sich bald auf diese Geschichte legte und starb.

XL.

Eine ähnliche Geschichte.

Der Apotheker-Provisor Spalding zu Küstrin, welcher 1735 im November an einer Brustkrankheit gestorben zu seyn schien, ward, als er gewaschen und todtenmäßig ausgeschmückt worden war, auf Stroh gelegt. Dieß geschah Abends. Spalding blieb die ganze folgende Nacht, und bis auf den andern Nachmittag also ausgestellt, bis die alte Todtenwärterinn einige zuckende Bewegungen an ihm gewahr wurde, und in Eile einen Arzt herbey rief, auf dessen Rath der Verstorbene in sein Bett zurückgebracht ward, und wie aus einem tiefen Schlafe erwachte, und unwissend, was mit ihm vorgegangen war, wieder so zurecht kam, daß er erst nach 16 Jahren eines wirklichen Todes erblichen ist.

XLI.

Eine eben solche Geschichte.

Zu Versailles verfiel 1732 ein achtzehnjähriges unverheyrathetes Frauenzimmer nach einer kurzen Krankheit in eine Schlafsucht, wo alle Lebensverrichtungen aufhörten. Die Eltern ließen den Sarg zurecht machen; der Tischler

hatte das Maß dazu vergessen, und ihn zu kurz geschnitten. Man mußte also das Mädchen hinein drängen, worauf man die Todtenlade zunagelte. Kaum waren nach ihrer Erblassung 24 Stunden verstrichen, als der Leichenzug seinen Anfang nahm; wobey die Todte von Mädchen ihres Alters getragen wurde.

Diese wurden unterweges eine Bewegung im Sarge gewahr, und warfen diesen im ersten Schrecken zur Erde, um sich zu flüchtigen. Man versammelte sich in Menge um den Sarg, öffnete ihn, und zog das wieder athmende Mädchen hervor, das zu seinen Eltern zurück getragen, sich bald wieder erhohlte, und noch mehrere Jahre hernach gesund lebte.

XLII.

Ein Mädchen erwacht wieder im Grabe, welches aber zu spät geöffnet wird.

Im Jahr 1785 fiel ein junges, blühendes Mädchen zu Stadt am Haf, wie Herr Doctor Knigge erzählt, plötzlich vor ihrem Kleiderschranke, ohne Zweifel vom Schlage gerührt, zu Boden, und wurde, da sie auf die in der Eile angebrachten Mittel kein Zeichen des

lebens von sich gab, wirklich vor todt gehalten, und den Tag darauf in den Domkirchhof begraben.

In der Nacht darauf hörte der Todtengräber, der eben beschäftigt war, ein Grab zu machen, ein angstvolles Winseln und ein dumpfes Getöße, das aus der Gruft der am Morgen Eingescharrten zu kommen schien. Der Mann geräth durch dieses nie gehörte Geheul in den größten Schrecken, und flüchtet sich so geschwind als möglich in seine Wohnung. Bey anbrechendem Tage geht er in Gesellschaft eines andern beherzten Mannes aufs neue an seine Arbeit. Im Vorbeygehen bey dem Grabhügel der Unglücklichen hört er eben das Wimmern wieder. In dem Augenblicke aber fällt er auf den Gedanken, ob es nicht gar möglich sey, daß die gestern Begrabene wieder zu sich habe kommen können.

Er zeigt die Sache höhern Orts an, und bekömmt Befehl, das Grab zu öffnen. Es geschieht, und man findet das erbarmungswürdige Mädchen auf den Rücken gewälzt, die Finger blutig gekratzt, das Gesicht zerfleischt, den Mund voll Blut, und nunmehr nach tausend Höllenqualen wirklich verschieden.

XLIII.

XLIII.

Ein ähnlicher Fall im Oesterreichischen.

Im Jahr 1787 geschah in Wien die Anzeige von einem abermahls vorgekommenen schrecklichen Falle, daß ein todtvermeinter Jude zu frühzeitig begraben, und dadurch eigentlich getödtet worden ist, worauf Seine Kaiserliche Majestät die bey den Juden bisher gewöhnliche frühe Beerdigung in den gesammten Kaiserlich Königlichen Erblanden verboten und verordnet haben, daß bey dieser Gemeinde eben so wenig, als es bey den übrigen Unterthanen geschieht, ein Verstorbener vor Verlauf von zweymahl 24 Stunden begraben werden solle; es wäre denn, daß eine ansteckende Krankheit dessen Tod veranlaßt hätte.

XLIV.

Eine ähnliche Begebenheit mit einem glücklicheren Ausgange.

Im Gebiet Pavese, im Herzogthum Mayland, wurde 1787 ein Geistlicher begraben, der erwachte und ein entsetzliches Geschrey erhob, da er eben in das Grab gebracht war. Das Grab wurde geöffnet, der Deckel vom Sarge

genommen, und man fand ihn lebendig, aber zitternd wegen des ausgestandenen Schreckens, welches leicht zu glauben ist. In der Frankfurter Kaiserl. Reichs-Postzeitung von 24. März 1787 ward diese Begebenheit bekannt gemacht.

XLV.

Das nähmliche ereignete sich in Paris.

Die Frankfurter Kaiserliche Reichs-Postzeitung vom 15ten December 1787 erzählt folgenden Fall. Im December 1787 wollte man zu Paris in der Pfarrey St. Eustachius einen Tischler begraben; man hörte im Sarge seufzen und öffnete denselben. Der arme Mann hohlte Athem; man brachte ihn wieder nach Hause, und er lebt noch. Eine Viertelstunde später und er wäre lebendig begraben worden.

XLVI.

Eine begrabene Dame wird auf eine sonderbare Weise im Grabe wieder lebendig.

In Paris wurde eine Dame in der Jacobiter-Kirche, wie Doctor Bruhier erzählt, begra-

begraben, der man einen kostbaren Diamant am Finger gelossen hatte. Ein Bedienter ließ sich in der Kirche einschließen, ohne daß es jemand bemerkte, und stieg in der Nacht in die Gruft; wo man den Sarg beygesetzt hatte. Er öffnete ihn; aber da der Finger geschwollen war, so konnte er den Ring nicht abziehen, sondern sah sich genöthiget, den Finger abzuschneiden. So bald er zu schneiden anfing, so schrie die im Sarge liegende Dame hoch auf. Der Bediente erschrak heftig, und fiel vor Schrecken nieder, ohne ein Zeichen von sich zu geben. Indeß fühlte die Dame im Sarge ihren Schmerz am Finger.

Es war eben Zeit zum Frühchor, und einige Mönche, die in die Kirche kamen, hörten das Winseln in der Gruft, fanden die Dame lebend, und den Bedienten halb todt. Die Lebendige wurde nach Hause gebracht und gesund; der Bediente aber war vor Schrecken wirklich gestorben.

XLVII.

Eine solche Geschichte mit einem unglücklichen Ausgange.

In der Oberlausitz hat sich etwa vor dreyßig Jahren folgendes Unglück mit einem Bauer,

Nahmens Johann Gude, zugetragen. Dieser Mann verschied, und schwitzte, ehe er begraben wurde, noch stark im Sarge, so daß große Tropfen auf Gesicht und Händen stunden, und er noch recht natürlich aussah. Die Anverwandten wischen den Schweiß öfters ab; sie wundern sich nicht wenig darüber, daß der Verstorbene noch schwitzt; dessen ungeachtet wird der arme Mann begraben.

Mit Tagesanbruch will der Schulmeister läuten gehen, hört im Grabe dieses Unglücklichen ein unterirrdisches Getöse und Wehklagen; man läuft, man horcht, man gräbt auf, und sieht den schrecklichsten Anblick, wie sich der unglückliche Mann in dieser Angst und Verzweiflung im Sarge umgewälzt, Gesicht und Hände zerrissen und zerbissen, und sich jämmerlich zugerichtet hat, auch noch ganz warm gewesen, also erst vor wenig Minuten unter unbeschreiblichen Qualen noch einmahl gestorben ist.

XLVIII.

Das nähmliche schreckliche Loos trifft eine Dame in Sachsen.

Eine vornehme Dame in Sachsen, die Baronessinn F** in D**, starb an zurückgetre-

getretenen Blattern. Nachdem man die Verstorbene drey Tage lang hatte liegen lassen, wurde sie endlich beerdigt. Man setzte sie, die auf der Welt alle Glückseligkeit auf der Welt gehabt hatte, eine Meile von D** in Sch** in die Gruft eines Erbbegräbnisses.

Nach einiger Zeit hören einige Bauern zufälligerweise in dieser Gruft ein Getöse, ein Pochen, ein Winseln und Lamentiren. Sie erkennen an der Stimme ihre Gebieterinn, melden es weiter.

Anstatt nun Aexte oder andere Instrumente zu hohlen, und alles schleunigst aufzuschlagen, um die unglückliche Dame schnell zu retten, schickt man (wer wird über diese unverzeihliche Verzögerung und Dummheit hier nicht erstaunen?) einen reitenden Bothen nach D**, um den Schlüssel zu der Gruft abzuhohlen.

Drey und mehr Stunden vergehen, ehe der fatale Schlüssel ankömmt. Endlich bringt man ihn und öffnet die Gruft. Allein die Hülfe war zu spät gekommen! Die unglückliche Baronessinn war nun wirklich todt; ihr Anblick war jämmerlich; ihre Gestalt war, zum Entsetzen aller Anwesenden, aus Verzweiflung zerfleischt.

XLIX.

Hals- und Armbänder von Menschenhaaren können abscheuliche Krankheiten mittheilen.

Herr Talina, einer der berühmtesten Wundärzte in Paris, hat eine sonderbare Bemerkung gemacht, die einen Beweis abgibt, wie vorsichtig man mit den von Menschenhaaren geflochtenen Halsbändern, Arm- Uhr- und Stockbändern im Gebrauche seyn muß, als welche noch vor kurzem einen großen Theil des Modeputzes ausmachten, auch jetzt noch von vielen getragen werden. Er wurde nähmlich zu einem jungen Frauenzimmer in Paris gerufen, welches um den Hals einen Ring von eiternden Knötchen bekommen hatte. Nachdem er lange der Ursache dieses außerordentlichen Zufalls nachgespürt hatte, so entdeckte er endlich, daß sie von einem Halsbande von Haaren herrührten, welches diese Dame seit einer Woche trug.

Die meisten Waaren dieser Art, die Frankreich liefert, werden aus den Haaren der im Bicetre und in den Spitälern, öfters an abscheulichen Krankheiten, Verstorbenen verfertigt, und da man oft unterläßt, sie vorher wohl zu reinigen, so entstehen dann allerley Krankheiten davon.

Eben

Eben das gilt auch von den falschen Haaren in den Wülsten, Zöpfen und Locken unserer frisirten Herren- und Damenköpfe; und man muß sich wundern, wie ein ekles Frauenzimmer sich ihr feines, volles und gesundes Haar durch einen Wulst von fremden oft unreinen Haaren besudeln mag.

L.

Tödtliche Wirkung einer zu engen Schnürbrust.

Daß viele Mädchen durch das Tragen der Schnürbrüste sich ihre von der Natur verliehene vortreffliche Bildung verderben und verkrüppeln, statt solche zu verschönern, und daß sie sich allerley beschwerliche Krankheiten dadurch zuziehen, ist eine von den Aerzten längst erwiesene Wahrheit; daß aber auch sogar ein jäher Tod von einer engen Schnürbrust erfolgen könne, zeiget folgende wahre Geschichte.

Zu Pest in Ungarn fiel ein achtzehnjähriges Fräulein im Jahr 1786 auf einem Balle mitten im Tanze todt zur Erde. Die Aerzte, welche die Ursache des schnellen Todes dieser blühenden Person untersuchten, fanden keine andere, als daß sie zu fest geschnürt gewesen war; wie solches die Frankfurter Reichs-Postzeitung vom 7ten November 1786 bekannt machte.

Wegen der häufigen gefährlichen Folgen der engen Schnürbrüste hatte der weise Kaiser Joseph sich bewogen gefunden, schon im Jahr 1784 eine zum Heil des schönen Geschlechts abzweckende Verordnung gegen den Gebrauch der Schnürbrüste ergehen zu lassen, die dann wegen obigen Unglücksfalles in Pest zu mehrerem Nachdrucke 1786 nochmahls erneuert wurde.

LI.

Schlagfluß und Tod von engen Halsbinden

Zu fest anliegende Halsbinden, so wie alle zu enge Kleidungsstücke, hemmen den freyen Umlauf des Blutes, machen, daß sich das Blut in den innern Theilen, als Hirn, Lungen und andern, anhäuft, die Gefäße ausdehnt, zersprengt, dadurch Schlagflüsse, Blutflüsse, und andere gefährliche Krankheiten nebst jähem Tode verursacht, wie denn die Schriften der Aerzte dergleichen geschehene traurige Fälle genug enthalten.

So führet Doctor Unzer einen in Schweden beobachteten Fall von einem Studenten an, der sich durch eine zu enge Halsbinde einen Schlagfluß und den Tod zugezogen hatte.

Krüger erzählet von einem gewissen Dänischen Hauptmann, daß er seine Soldaten immer die Halstücher und Strumpfbänder fest binden ließ, damit sie im Gesichte roth aussehen, und starke Waden bekommen möchten. Die meisten wurden aber nach einiger Zeit auf eine besondere Art krank, und viele starben, an welchen man alle Hülfsmittel vergeblich versucht hatte.

Alle enge Kleidungsstücke können um so eher schaden, und sehr schlimme Folgen für den Körper haben, wenn man der Sonnenhitze ausgesetzt ist, sich durch hitzige Getränke, Tanz oder andere starke Bewegungen in Wallung setzt, wodurch Adern und Muskeln immer mehr anschwellen.

LII.

Warnung vor der gefährlichen Rotte der so genannten Seelenverkäufer in manchen großen Städten.

Junge noch unerfahrne Leute können sich vor den listigen Nachstellungen dieser boshaften Menschen in großen Städten, die an der See oder andern schiffbaren Wässern liegen, nicht vorsichtig genug betragen und in acht nehmen, so

so schlau und versteckt wissen diese schändlichen Menschenfeinde ihre Schlingen für unschuldige fremde Personen zu legen.

Im Jahr 1788 wurde ein solcher teuflischer Raub und Verkauf von fünf Menschen in Hamburg auf folgende Art entdeckt.

Den 26sten April 1788 Nachmittags hört ein Schiffer von Altona einen auf einem auf der Elbe liegenden Schiffe befindlichen Menschen um Hülfe rufen. Der Altonaer Schiffer fährt mit seinem Boote an das Schiff. Der um Hülfe Rufende springt ins Boot; erzählt seinem Erretter, wie er auf eine listige Weise von einem Seelenverkäufer auf das Schiff gebracht worden, und daß sich noch vier Unglückliche auf dem Schiffe befänden.

Der Schiffer entschließt sich also auch die übrigen zu retten, und fährt mit 16 Mann in allem an jenes Schiff. Die Mannschaft desselben suchet ihnen das Ansteigen zu erschweren, muß es aber doch endlich zulassen. Nachdem sie die Besatzung des Schiffes derb abgeprügelt, und dem Steuermann den Arm abgeschlagen, nahmen sie die wirklich noch auf dem Schiffe gefundenen vier verkauften Personen mit sich fort.

Der

Der um Hülfe Rufende war mit einer kleinen List auf das Verdeck gekommen; sonst dürfen diese Unglücklichen, wenigstens so lange sie auf der Elbe sind, nicht aufs Verdeck steigen.

Nun zeigten die fünf Befreyten einigen Altonaern das Haus, worin sie im Keller eingesperrt gesessen, bevor sie auf das Schiff waren gebracht worden. Das Haus liegt auf dem Hamburger Berge, und stößt, bis auf eins noch, unmittelbar an Altona. Bald versammelt sich eine ziemliche Menge Volks, theils Matrosen, theils Handwerker, brechen ins Haus, erretten noch aus demselben zwey im Keller befindliche gebundene Unglückliche, und noch zwey gleichfalls gebundene aus einem Nebenhause, wohin sie der Seelenverkäufer gebracht hatte, weil er in seinem Hause nicht hinlänglichen Platz gehabt hat. Alles, was im Hause des Seelenverkäufers ist, wird auf die Straße geworfen, zerschlagen und fortgeschleppt. Sein Schild wird vom Hause herunter gerissen; denn er schenkte Wein und Branntwein, um seine Betrügereyen leichter ausführen zu können.

Eine Art der List, wie eine von diesen fünf Personen in die Hände des Seelenverkäufers gekommen ist, verdient angeführt zu werden.

Er,

Er, seines Handwerks ein Schuster, bittet auf seiner Wanderschaft den ihm unbekannten Seelenverkäufer um ein Almosen; er bekömmt eines, wird in sein Haus genöthigt mit den Worten, weil er wohl hungrig und durstig seyn würde, möchte er etwas essen und eine Bouteille Wein trinken.

Nachdem er getrunken, klagte er, daß ihm so wunderlich würde. Der Seelenverkäufer sagt: er möchte sich nur hinlegen. Ohne Zweifel ist in dem Wein ein Schlaftrunk gewesen; denn als der reisende Handwerksgeselle erwacht, befindet er sich auf einem Schiffe, ohne daß er von seiner Transportirung irgend etwas wahrgenommen hat.

Solche junge Leute werden nach Ostindien verkauft, wo sie so wie auf den Schiffen bey schlechter Kost viele und schwere Arbeiten verrichten müssen.

LIII.

Noch ein Menschenhandel in Amsterdam.

Ein junger Mensch, der auf Reisen ging, um die Welt zu sehen, kam nach Amsterdam, wo sich mit ihm auf einem Kaffeehause ein Officier

cier bekannt machte, der sich für einen Hauptmann in französischen Diensten ausgab. Dieser vermeintliche Officier, der ein Mitglied der gottlosen Seelenverkäufer-Bande war, zeigte sich gegen den jungen Menschen äußerst freundschaftlich und dienstfertig, führte ihn in verschiedene Gesellschaften ein, zeigte ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt, gab ihm als einem unerfahrnen Reisenden allerley nützliche Lehren, wodurch der junge Mensch von diesem heuchlerischen heimtückischen Seelenverkäufer so sehr eingenommen wurde, daß er ihn für seinen aufrichtigsten wohlthätigsten Freund hielt, und sich ganz ihm anvertraute. Diese Freundschaft dauert einige Zeit, und wird mit jedem Tage vertrauter.

Als sie eines Abends in einem Gasthause zusammen speisen, bekömmt der Officier durch einen Bedienten ein Billet, welches mit seiner Bande eine angestellte Sache war. Das Billet wird erbrochen und gelesen, wobey sich der Officier sehr erfreut bezeigt. Er erzählt nun seinem Freunde, daß der Marquis von C*** aus Paris so eben in Amsterdam angekommen sey, der ihn diesen Abend noch zu sprechen wünsche, welches ihm viel Vergnügen mache, da sie beyde von Jugend auf sehr gute Freunde seyen. Beym Weggehen fragt der Officier seinen Freund, ob es ihm gefällig sey mitzugehen, so wolle

wolle er ihn mit dem Marquis bekannt machen, der ein gar scharmanter Mann sey, der ihm gewiß gefallen werde.

Sie gehen einige Straßen weit, kommen in ein Haus, wo sich die Scene auf einmahl ändert, und der verstellte Freund seine Larve abnimmt. Der gute junge Mensch wird von einigen starken Kerls angepackt, gebunden und in ein tiefes unterirdisches Gewölbe gebracht. Er wurde bedroht, sogleich niedergestoßen zu werden, wenn er den geringsten Laut von sich geben würde.

In dieser tiefen dunkeln Höhle, wohin kein Lichtstrahl dringen konnte, befand sich schon ein Unglücklicher, der auch durch List in diese höllische Wohnung war gelockt worden; jeder war in einem besondern Behälter, der mit starkem Eisenwerk wohl verwahrt war. Mittags und Abends bekamen beyde eine kärgliche Nahrung.

Nach einigen Tagen wurden sie, jeder einzeln, in Kisten gepackt, nachdem sie vorher so gebunden und geknebelt worden, daß keiner im Stande war, sich zu regen und einen Laut von sich zu geben, und auf solche Art auf ein Schiff gebracht. Hier wurden sie ihrer Bande befreyt und als Matrosen zum Rudern bestimmt.

Unter

Unter dieser beschwerlichen Arbeit und bey schlechter Nahrung wurden beyde nach Ostindien gebracht. Das weitere Schicksal allda zu erzählen, würde viel zu weitläuftig für diese Schrift seyn; daß das Schicksal solcher Unglücklichen in diesem Lande gewöhnlich sehr hart ist, weiß ohnehin jedermann. Möchten doch diese zwey Geschichten von vielen jungen Leuten, die einstens in die Welt gehen wollen, gelesen, beherzigt, und sie dadurch vorsichtig gegen die listigen Nachstellungen der gefährlichen Seelenverkäufer gemacht werden!

LIV.

Warnung vor zahm gemachten Thieren.

Man hat der Beyspiele nicht wenig, daß zahm gemachte Thiere, als Löwen, Affen, Füchse, Hirsche und andere, über kurz oder lang auf einmahl ihre Tücke und wildes Wesen zeigen, und nicht selten ihre Wärter und andere Personen verletzen, ja manchmahl gar durchstoßen, zertreten oder zerreißen. Es ist daher keine kleine Thorheit, solche gefährliche Thiere zu halten, frey umherlaufen zu lassen, und gegen dieses unbedeutende Vergnügen so vieles zu wagen.

Im Jahr 1785 ereignete sich ein solcher Fall mit einem zahm gemachten Hirsche. Auf einem adeligen Gute im Magdeburgischen war seit 3 bis 4 Jahren ein zahmer Hirsch gehalten worden, den man von seiner Kindheit an daselbst erzogen hatte. Menschen gewohnt, hat er nie einem Menschen etwas zu Leide gethan.

Am ersten November obigen Jahres will der Justiz-Amtmann diesen Hirsch sehen. In Begleitung von einigen andern geht er auf den Hof. Kaum bekömmt ihn das Thier zu sehen; so setzt es mit äußerster Wuth auf ihn zu. Die Begleiter fliehen. Ihn wirft es zu Boden, zertritt ihn wirklich mit den Hufen, und da es ihn mit dem Geweihe nicht fassen kann; so zerreißt es ihm doch die Kleider, und zerstößt ihm die steifen Stiefeln. Das Unerwartete betäubte gleichsam die Leute auf dem Hofe, daß ihm keiner zu Hülfe kam. Als das Thier etwas nachläßt, springt der Mann auf, und will sich auf einem Wasenhaufen retten; der Hirsch aber ist eher oben als er, und zerarbeitet ihn daselbst eben so arg. Er setzt von der andern Seite herunter, und fährt mit dem Gesichte gegen eine Kalkwand. Endlich kömmt Hülfe, da der Hirsch abermahls über ihn her will. Kaum aber haben ihn einige Kerls mit Prügeln abbringen können.

Von Schrecken und Wunden ganz betäubt, wird der Mann ins Haus gebracht, erhohlt sich aber bald, weil er keinen tödtlichen Schaden bekommen hat.

Der Einsender dieser Begebenheit in das Journal von und für Deutschland wirft dabey die Frage auf: Was wohl den zahmen Hirsch zu dieser Wuth gebracht habe? Man gab im allgemeinen Gerede darüber mancherley Ursachen an. Er glaubte die wahre Ursache in diesen beyden Umständen zu finden. Erstlich war dieß noch die Brunftzeit, die der zahme Hirsch sowohl, als der freye, empfindet. Zweytens hatte der Justiz-Amtmann ein hirschfahles Kleid getragen. Diese Farbe hat ihn aufgebracht, und er hat sich eingebildet, mit einem Rival zu thun zu haben.

Diese Meinung scheint allerdings sehr wahrscheinlich. Dem sey nun aber; wie ihm wolle; so sieht man immer daraus, daß es Zeitpuncte geben kann, wo solchen Thieren nicht zu trauen, und man allerley Gefahren bey ihnen ausgesetzt ist.

Von Thorn aus wurde unterm 30. Sept. 1797 gemeldet, daß ein Wolf, der sich in Südpreußen bey einer adeligen Herrschaft, wo er zahm auferzogen war, von der Kette losge-

rissen, seit beynahe drey Wochen die Gegend von Thorn und Bromberg äußerst unsicher mache, und schon vierzehn Menschen beschädigt haben soll. Eine Frau hat er in Stücken zerrissen. Zwey Handwerkspurschen, die er anfiel, fütterten ihn nach und nach mit Brot, um dadurch Zeit zu gewinnen, der Stadt näher zu kommen; als aber das Brot verzehrt war, sprang er auf sie los, und riß dem einen die halbe Hand ab, dem andern den einen Backen aus dem Gesichte, bis die zur Hülfe Herbeyeilenden den Wolf verjagten.

LV.

Auch zahme Thiere richten bisweilen Unglück unter Kindern an.

Besonders hat man die Erfahrung vielfältig, daß große Schweine kleinen Kindern Hände und Füße weggefressen, bisweilen sogar ganze Kinder aufgefressen haben. Vor mehreren Jahren geschah dieß in Franken, laut öffentlichen Blättern. Eine Bauersfrau arbeitete im Garten, und setzte ihr Kind von 2 Jahren auf den Rasen, gab ihm Brot und Spielsachen. Die Frau arbeitete auf den Beeten, ziemlich weit vom Kinde entfernt. Ein großes Schwein mit Jungen lief vor dem Garten

ten im Hofe umher, und kam endlich in den Garten, da die Frau versäumt hatte die Thür zu verschließen. Das Schwein überfällt gleich das Kind, und ehe die Mutter durch das Weinen des Kindes das Unglück gewahr wird und herbey kömmt, ist dem Kinde die linke Hand völlig abgefressen.

In Frankreich ward 1396 ein Mutterschwein, weil es einem Kinde das Angesicht hinweg gefressen hatte, zum Strange verurtheilt, und von dem Nachrichter von Falaise aufgehängt.

Der Stiftsrichter zu Chartres verdammte den 2. März 1522, nach gerichtlicher Untersuchung, ein Schwein, von welchem ein Mädchen war umgebracht worden, zum Strange, womit es an einem Galgen erdrosselt werden sollte, der auf der nähmlichen Stelle, worauf das Verbrechen geschehen, aufgerichtet wurde. Man nahm hierauf die Vollziehung des Urtheils zu Protocoll, und die Zeugen davon wurden beygeschrieben.

Diese Richter waren wirklich gestrenge Herren, wie sich so manche Beamten gern nennen hören!

LVI.

Katzen sind für Kinder sehr gefährliche Thiere.

In dem Dorfe Hohndorf, im Schlesischen Fürstenthum Jauer, wurde im Jänner 1786 ein Kind von 12 Wochen von einer Katze erdrückt. Des Nachts hörte die Mutter das Kind schreyen, und jagte die Katze, die auf dem Kinde lag, von der Wiege, aber nicht zur Stube hinaus. Des Morgens fand sie nun die Katze wieder auf dem Halse des Kindes liegen, und das Kind war erstickt.

Im Jahr 1674 trug sich zu Dietersdorf bey Reichenbach durch eine Katze folgendes Unglück zu. Eine Mutter hatte ihr dreyvierteljähriges Kind schlafen gelegt, und war ihren Geschäften nachgegangen. Unterdessen hatte eine Katze, welche sich in die Kammer hatte verschließen lassen, dem Kinde die rechte Hand abgefressen, und zwey Löcher in den Kopf gebissen.

Aus dem Dorfe Altmannshof im Landgerichte Sulzbach, wurde, laut des Wochenblatts für den gemeinen Mann 1777, ein neues warnendes Beyspiel berichtet, wie viel Vorsorge bey Wartung der Kinder nöthig sey, und wie

manche Gefahr man von den gewöhnlichen Hausthieren zu befürchten habe. Der Hirt dieses Dorfes wartete am 18ten October 1776 seiner Heerde, und seine Frau war mit der Küche und mit Futterhohlen für ihre Kuh beschäftigt, und hatte unterdessen ihr vierteljähriges Kind in der Wiege schlafend wohl verwahrt zurück gelassen. Die Mutter kam nach Hause; aber wie sehr muß wohl eine Mutter erschrecken, wenn sie bey dem Eintritte in die Stube die geliebte Hauskatze, gierig wie eine Furie, auf dem blutigen und zerfleischten Gesichte ihres Kindes sitzen sieht! Das arme Kind war todt, und das ungetreue Thier hatte ihm nicht nur den knorpeligen Theil der Nase, sondern auch alles Fleisch von dem rechten Backen ganz abgefressen, so daß das obere Kinnbacken- und Jochbein von allem Fleische ganz entblößt und wie abgeschabt, die Lippen und der vordere Theil der Zunge zerfetzt, abgebissen und aufgefressen, und die Thränensäcke der Augen ganz verzerrt da lagen.

Daß die Katzen auch verstorbene Menschen nicht schonen, lehrt die tägliche Erfahrung, indem sie dieselben, wenn sie dazu kommen können, zu benagen pflegen.

LVII.

Eine fürchterliche Geschichte eines Menschenmords durch eine heimtückische Katze.

Sogar erwachsene Personen haben sich, um ihrer selbst willen, immer vor diesen Thieren in acht zu nehmen, weil sie von Natur eifersüchtig, rachgierig, boshaft, heimtückisch und blutgierig sind. Man erzählt Beyspiele der Eifersucht und Rache, wovor das Mitleiden erzittern muß. Ein einziges mag zur Warnung für alle zärtliche Katzenfreunde hinreichend seyn. Es betrifft einen Französichen reformirten Prediger, Nahmens Mariette, welcher um der Religion willen seine Zuflucht nach England nahm.

Dieser Prediger hatte seinen Wohnplatz in Canterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, besonders da ihm der Erzbischof daselbst einen ganzen Kirchsprengel anvertrauet hatte. Ob es ihm gleich nicht untersagt war, sich zu verheirathen, war er doch nie zu einer solchen Veränderung geneigt gewesen. Sein einziges und größtes Vergnügen war eine große Katze, die er schon 10 bis 12 Jahre unter beständigen Liebkosungen an sich gewöhnt hatte. Er hegte für dieses Thier außerordentlich viel Neigung; und wenn keine

Fremden

Fremden bey ihm speiseten, gab er ihr auf einem besondern Teller immer dieselben Leckerbissen, wovon er selbst speisete. Dieser gefährliche, von seinem Herrn allzusehr verzärtelte, Liebling war zur Dankbarkeit allein Ursache an dem kläglichen Ende dieses Predigers. Unglücklicher Weise mußte sein Bruder, der ihn eben besuchte, einen traurigen Zeugen seiner Todesart abgeben. Von ihm hat man auch die Erzählung, bey seiner Zurückkunft aus England, so gehört, wie er sie mit angesehen hat, und wie sie hier im Auszuge folgt.

Herr Mariette hatte von den benachbarten Pfarrern einst viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bey diesem Schmause zugegen. Die Gäste wurden herrlich bewirthet, und an einem wohl genutzten Ueberflusse von Wein ließ es der Wirth bey dieser Gelegenheit nicht fehlen.

Die erwähnte Katze, der verzärtelte Liebling des Herrn Mariette, hatte die großen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stille mit angesehen und geglaubt, man würde ihr auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen eben so richtig zu kosten geben, als sie es bisher von ihrem Herrn gewohnt war. Allein Herr Mariette war entweder zu beschäftigt, als daß er an seinen Liebling hätte

 denken

denken können, oder, welches wahrscheinlicher ist, er wollte seine Schwachheit vor seinen Freunden verbergen; kurz, er that diesesmahl nichts weiter, als daß er seine Katze rief, und ihr ein Stückchen Hühnerkeule über die Schulter reichte. Das eifersüchtige Thier aber würdigte weder diesen Leckerbissen anzuriechen, noch seinem Herrn oder einem andern Gaste sich während ihrer Mahlzeit zu nähern. Gegen 4 Uhr verließ man die Tafel. Zwey von den Gästen blieben zurück, um ein wenig Mittagsruhe zu halten. Der Bruder des Herrn M. führte sie in eine Kammer, wo sie auf seinem Bette zwey gute Stunden schliefen. Dem Wirthe gefiel es, ihrem Beyspiele zu folgen.

Da Herr Mariette sich mit seinem erzürnten Liebhaber allein befand, und in eben dem Zimmer, wo man gespeiset hatte, auf einem Sopha eingeschlummert war, schien im ganzen Hause alles ruhig zu seyn. Der Bruder hatte zur Veränderung einen Spaziergang nach dem Garten gethan.

In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischofs von Canterbury mit einem wichtigen Schreiben an den Prediger des Orts. Der Bruder eilte, den Herrn M. zu wecken; allein der gute Mann war in einen ewigen Schlaf versunken, denn er war von

seinem

seinem beleidigten Lieblinge erdrosselt worden. Anfänglich glaubte sein Bruder, er müßte von einem plötzlichen Schlagflusse getroffen seyn. Da er also die beyden andern Prediger aufgeweckt und herbey gerufen hatte, zeigten ihm diese die schrecklichen Spuren der Katzenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm einen völligen Aufschluß über die Todesart seines Bruders gaben.

Die mörderische Katze war indessen schlau genug, in eben dem Zimmer zu bleiben, und sich zu stellen, als ob sie schliefe. Der noch lebende Herr Mariette kam zufälliger Weise auf einen besondern Versuch, um sich mehr Gewißheit in einer so bedenklichen Sache zu verschaffen. Er bat seine beyden Freunde, sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur an den Fuß des Erwürgten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur, und bewegte den Verstorbenen so natürlich, daß die betrogene Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmahl über ihn herfiel, um ihn, auf die Art wie vorher, vollends zu erwürgen. Herr Mariette, der nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grausame Thier mit seinem Degen; allein sie entkam glücklich, und hat sich in diesem Hause nie wieder sehen lassen.

LVIII.

Tödtliche Wirkung eines Katzenbisses.

Zu Lausanne wurde Herr Gentil, Marquis de Langallerie, von einer Katze gebissen. Er sog in der Eile das Blut mit seinem Munde aus der Wunde, ehe er noch daran dachte, ob das Thier auch wohl wüthend gewesen sey; brauchte nachher aber allerley Mittel wider den Biß. Allein 4 Wochen darauf empfand er bey der Abendmahlzeit einen solchen Ekel vor Essen und Trinken, daß seine Freunde ihm den Rath ertheilten, zu Herrn Doctor Tissot zu gehen. Er that es, aber zu spät. Er starb zwey Tage nachher in den schrecklichsten Zuckungen.

LIX.

Durch Katzen werden ansteckende Krankheiten verbreitet.

Kircher erzählt die Geschichte einer Nonne zu Mailand, daß dieselbe einstens ihre Kammerthür offen gelassen, da sich denn eine Katze hinein geschlichen, und in das Bett gelegt hätte. Die Nonne jagt die Katze weg, und legt sich in das Bett, bekömmt aber von Stund an die Pest, woran sie nach drey Tagen gestorben

storben ist. Daher ist in der 1711 heraus gekommenen Dresdnischen Pestordnung, bey einer Strafe von funfzig Reichsthalern verboten worden, eine Katze oder einen Hund auf die Straße zu jagen, weil dadurch das Pestgift leicht fortgepflanzt werden könnte.

Nicht nur die Pest, sondern auch andere ansteckende Krankheiten, als Faulfieber, die Kinderblattern, die Krätze und dergleichen pflegen durch Katzen von einem Hause in das andere gebracht zu werden, zumahl wenn man die Kinder mit Katzen spielen, oder diese auf Betten liegen läßt.

LX.

Noch anderes Unglück wird durch Katzen verursacht.

Die Katzen haben auch öfters große Feuersbrünste verursacht, da sie gerne in der warmen Asche in Oefen oder auf dem Heerde sitzen, sich anzünden, oder einen Funken oder glühende Kohlen mit sich in Heu oder Stroh bringen. Wie denn etwa vor zehn Jahren eine hungerige Katze zu Wedel an der Elbe ein brennendes Licht vom Leuchter hinweggenommen, und solches unter das Stroh getragen hat, wodurch eine große Feuersbrunst entstanden ist, und etliche Häuser in Rauch aufgegangen sind.

LXI.

LXI.

Vor unbekannten Personen lasse man nie vieles Geld sehen.

Zu Strasburg hat sich im Jänner 1797 folgender merkwürdige Fall zugetragen. Der Sohn eines begüterten Landmannes, der bey der Französischen Armee steht, lag krank in einem dasigen Militärspital. Sein Vater besuchte ihn in demselbigen, gab ihm eine ziemliche Summe Geld, um sich gut verpflegen zu lassen, und drückte im Fortgehen zweyen Krankenwärtern jedem einen Louisd'or in die Hand, um sie zur Sorgfalt für seinen Sohn aufzumuntern. Nach Mittag, ehe er abreisen wollte, kehrte er nochmahls in das Spital zurück, dem Kranken Lebewohl zu sagen.

Bestürzt kamen ihm die beyden Wärter entgegen, und sagten dem unglücklichen Vater, sein Sohn hätte, kurz nachdem er ihn verlassen, eine Ohnmacht bekommen, und sey gestorben.

Den Erblaßten noch einmahl zu sehen, führt ein besonderes Gefühl den wehmüthigen Vater in das Todtenhäuschen. Schluchzend stürzt er auf den Leichnam des Sohnes, fühlt Wärme, Pulsschlag, Athem, — er lebt. Der gebrochene Blick erheitert sich! er fand sich in

den

den Armen des Vaters. Dieß sind meine Mörder! war sein erstes, als er sich wieder erhohlte, und auf die beyden Wächter wies, die bebend sich zu verbergen suchten. Sie hatten bemerkt, wie ich das vom Vater empfangene Geld unter meinem Kopf verbarg. Sie benutzten einen Augenblick, um mir die Gurgel zu zudrücken. Dieß war die vorgebliche Ohnmacht, und so trugen sie mich, den sie nun todt glaubten, in das Häuschen, wo gewiß schon mancher Erwürgte hingebracht worden ist.

Die beyden Ungeheuer sind sogleich festgehalten worden, um den verdienten Lohn ihrer Greuelthat zu erwarten.

LXII.

Ein ganz unvermuthetes Unglück auf einer Reise.

Folgende Geschichte, die in Num. 37 des Reichs-Anzeigers von 1797 erzählt wird, ist warnungsreich und verdient Aufmerksamkeit.

Ein Mann reisete des Nachts mit der öffentlichen Post; er schläft ein, und bekömmt im Schlafe einen heftigen Schlag von einem Ast an den Kopf; er wird davon wahnsinnig und stirbt.

LXIII.

Ein eben so unerwartetes Unglück auf einer Reise.

Nicht weniger ist auch folgende Begebenheit werth, zu jedermanns Warnung hier aufgezeichnet zu werden. Vor einiger Zeit wurde solche in einer Zeitung bekannt gemacht.

Zwey Herren reiseten in einer Halbchaise, und kamen Abends in einem Städtchen an, da es schon dunkel war. Als sie an das Thor kamen, fuhr der Kutscher zu schnell, und rannte in der Dunkelheit so stark an den Querbalken des zu allem Unglück eben halb offen stehenden Thors, daß solcher den Kopf des einen Herrn in der Chaise gänzlich zerquetschte, und dieser auf der Stelle seinen Geist aufgab.

Die wohlweisen Rathsherren des Ortes erschraken nicht wenig ob diesem traurigen Zufalle, versicherten aber auf die Vorwürfe des aufgebrachten Reisegefährten des Verunglückten, daß niemand hieran Schuld sey, und an keinem Orte in der Welt eine pünctlichere Polizey-Aufsicht angetroffen werden könne, als in ihrer Stadt, die aber so schlecht war, wie in allen kleinen Städten Deutschlands.

LXIV.

Schädlichkeit der Schminke.

Boerhaave erzählt, daß sieben junge Damen von einer Schminke, worin Bley enthalten war, gestorben sind.

Im Jahr 1787 ward zu Naumburg, laut öffentlichen Nachrichten, ein Waschwasser vom dasigen Doctor und Stadt-Physicus untersucht, und er fand das heftigste Gift, ätzenden Sublimat, darin. Die Mutter eines jungen Frauenzimmers wollte Milch absieden. Sie kostete sie erst, um zu sehen, ob sie nicht sauer geworden sey; und sogleich empfand sie ein heftiges Brennen im Munde, worauf Uebelkeiten, Erbrechen und Ohnmachten erfolgten. Man hohlte einen Arzt, und die Mutter kam mit Blasen im Munde davon.

Nach einigen Tagen fand sich wieder ein Töpfchen mit vergifteter Milch in der Küche. Dieses erregte Verdacht auf die Magd, die also eingezogen und gerichtlich vernommen wurde. Sie gestand, daß sie bey ihrer Mamsell ein weißes Pulver gesehen, welches diese in Milch gethan, und sich damit gewaschen habe; hiervon habe sie genommen, um sich auch damit zu waschen. Pulver und Milch wurden nun untersucht, und das Schönheitsmittel war das stärkste Gift.

Solche Geschichten solten doch Furcht und Schrecken unter allen klugen Damen vor den hochgepriesenen Schönheitsmitteln verbreiten, und zur heilsamen Warnung dienen!

Jede Schminke ist von solcher Beschaffenheit, daß sie, wo nicht bald, doch gewiß und langsam schädlich wird. Alle Schminke ist scharf und fressend, oder trocknet, ziehet zusammen; sie macht, daß das äußere Häutchen spröde wird, und aufspringt oder verrunzelt, woher denn eine rauhe häßliche Haut entsteht. Ein solches Gesicht hat im dreyßigsten Jahre schon das Gepräge einer sechszigjährigen Matrone.

Fast alle Schminkmittel enthalten entweder Quecksilber oder Bley in feinerer oder gröberer Gestalt, und das sind zwey schreckliche Gifte, die auf der Haut durch die einsaugenden Gefäße so gut in den Körper gelangen, als durch das Verschlucken. Wie oft sieht man aber auch am Ende solche Personen an den fürchterlichsten Krankheiten leiden, an öfteren Ohnmachten, Schwindel, unaufhörlichen Kopfschmerzen, Krämpfen, an Nervenschwäche und marternden Gliederschmerzen? Endlich erfolgen Lähmungen, innere Geschwüre und Auszehrung. Vom Quecksilber werden die Zähne bleyfarbig, und bekommen den Brand; es entstehen langwierige Zahnschmerzen, und öfters wird der Athem äußerst

äußerst stinkend davon. Möchten doch alle Mädchen und Frauen dieses beherzigen!

LXV.

Tödtliche Wirkung des Mutterkorns an einem Kinde.

In den Hamburg. Addreßcomtoir-Nachrichten von 1785 wurde folgender tragische Fall, der sich damahls ereignete, zur allgemeinen Warnung bekannt gemacht.

Ein Knabe von neun Jahren, dem die Eltern bey ihrem Weggehen ein kleineres Kind zur Aufsicht übergaben, geht gewöhnlich mit demselben hinter das Haus an ein Stück Kornfeld, und treibt da mit einigen andern, die dazu kommen, sein Spiel mit Blumenpflücken aus dem Getreide. Hier findet er Mutterkorn, welches die Leute in dortiger Gegend Hasenbrot nennen, fängt an zu kosten, und da es jung einen süßlichen Geschmack hat, ißt er verschiedene Körner davon. Es wird ihm bald darauf übel, oder drehend, wie er gesagt, da er in das Haus zurückgeht. Die Eltern finden ihn bey ihrer Rückkunft im Bette, und im Gesichte und um den Magen geschwollen, können aber nichts von ihm heraus bringen, was er etwa

Schädliches zu sich genommen hätte. Er fordert oft zu trinken, welches sie ihm geben, bis er endlich einschläft, und den andern Morgen, dem Anscheine nach, völlig gesund wieder aufsteht.

Sie lassen ihn abermahls mit dem kleinen Kinde allein, und er geht bald wieder auf seinen gewöhnlichen Spielplatz hinter dem Hause am Kornfelde. Vermuthlich findet und ißt er nun weit mehr Mutterkorn, als des vorigen Tages, oder es ist durch den Einfluß der Witterung schädlicher; er fällt da, wo er steht und gegessen hat, betäubt zur Erde, und bleibt auf der Stelle liegen, bis er von der zurückgekommenen Mutter ins Haus getragen wird. Auf alles Fragen, da er fast sinnlos liegt, bringen sie nichts weiter aus ihm, als daß etwas aus dem Korne heraus gefahren sey, worüber er so erschrocken, daß er zur Erde gefallen und nicht wieder aufstehen können. Unstreitig hat ihm aber die überfallende Betäubung eine solche Vorstellung verursacht. Indessen klagt er über unausstehliche Bauchschmerzen, fängt zusehends an über den ganzen Leib zu schwellen, bekömmt Zuckungen, und ist früh Morgens schon todt.

Nun wurden dem Arzte diese Umstände gemeldet, da er denn nichts anders als eine Vergiftung vermuthen konnte, und weiter nachforschte, was der Knabe etwa für Kräuter und

Blumen

Blumen zu seinem Spiele gebraucht habe. Man erfuhr durch die dabey gewesenen Kinder bald, daß er etliche Tage nach einander so genanntes Hasenbrot oder Mutterkorn gesucht und häufig gegessen habe. Er hätte den andern, ob sie es gleich verlangt, nichts davon gegeben. Es ist also kein Zweifel, daß sich dieser Knabe seinen schnellen Tod damit zugezogen habe. Denn schon viele andere traurige Fälle haben es bewiesen, daß das Mutterkorn, obgleich nicht allemahl, doch unter gewissen Umständen das stärkste Gift sey.

Ich selbst, fährt der Arzt weiter fort zu erzählen, habe vor zwölf Jahren in der großen Theurung den Fall gehabt, daß eine ganze Familie von acht Personen augenblicklich in die elendesten Umstände geriethen, da sie Sommerkorn verbacken hatten, worunter viel Mutterkorn gewesen war, und das Brot warm gegessen hatten; in welchem Falle beydes, sowohl das Mutterkorn als das warme Brot, können gewirkt haben. Vom Vater und Mutter bis auf das kleinste Kind wurden alle an ihren Gliedern gelähmt, und litten innerlich und äußerlich die größten Schmerzen, woran auch vier Kinder nach einander wegstarben, und nur noch Vater und Mutter mit zwey etwas erwachsenen Kindern durch Aderlassen und andere Mittel gerettet wurden.

Wenn also das Mutterkorn oft auch ohne Schaden unter dem gemahlenen Getreide mit verbacken werden kann; so muß es doch in der Menge und unter gewissen Umständen ein starkes und tödendes Gift bey sich führen, daher es doch wohl nöthig ist, hauptsächlich Kinder davor zu warnen, die es so oft, wenn sie es im Korne finden, wegen des süßlichen Geschmacks ohne Bedenken essen.

LXVI.

Tödtliche Wirkung des Bilsenkraut-Samens bey einem Kinde.

Der nähmliche Arzt erzählt auch folgendes Unglück in den erst genannten Hamburger Nachrichten.

Der andere traurige Fall erfolgte in eben der Woche, auf einem andern benachbarten Dorfe, mit dem Bilsenkraute. Das Bilsenkraut wächst am häufigsten an Orten, wo Schutt vom Bauen oder aus der Tiefe gegrabene Erde zusammen geworfen wird. Man findet es daher in Menge beysammen auf den Kirchhöfen und nahe an Häusern, wo Schutt hingebracht worden, und dieses sind gerade die gewöhnlichen Spielplätze der Kinder.

Gewiß

Gewiß haben schon viele Kinder, weil die Schulen immer nahe an den Kirchhöfen sind, ihren Tod durch das Bilsenkraut gefunden. Es wird solches von keinem Vieh berühret, und wächst daher an allen Orten unbeschädigt fort.

Hier geschah der tragische Fall in einem Bauernhofe, wo drey Knaben von ungefähr fünf Jahren in Abwesenheit der Eltern ihr Spiel treiben, und da es dabey, wie es unter ihnen gewöhnlich ist, etwas zu essen geben soll, bekömmt der eine abgeblühete und meist reifen Samen habende Bilsenkraut-Stängel in die Hände. Er nimmt die kleinen Samenkörner, die er in den Hülsen findet, und ißt davon; theilet auch den andern mit, welches aber der eine nicht annimmt, ob sie es ihm gleich mit Gewalt in den Mund stecken wollen. Einige Minuten darauf fallen die beyden, welche davon gegessen haben, mit Zuckungen und Geschrey zur Erde. Der eine rauft in der Angst Gras aus, und stopfet sich solches, vermuthlich den brennenden Schmerz abzukühlen, in den Mund. In diesem Zustande trifft ihn seine Mutter an, die der noch gesunde Knabe indessen herbey gerufen hatte. Kaum kann sie ihm den Mund von dem hinein gestopften Grase reinigen und öffnen. Da er nun über unausstehliches Brennen im Halse schreyet, ergreift sie die Oelflasche, und gießt ihm eine gute

Portion gemeines Rübsenöl, wie es zum Brennen gebraucht wird, in den Hals, worauf bald häufiges Erbrechen erfolget, und obschon er noch einige Tage matt und unter Zuckungen da gelegen, hat sich dieser doch völlig wieder erhohlet, so daß ihm nichts weiter zu fehlen schien. Bey dem andern aber sind alle angewandte Mittel, Erbrechen zu erregen, die ihm von einem dazu gerufenen Wundarzte beygebracht worden, vergeblich gewesen, und er ist in der darauf folgenden Nacht verstorben.

LXVII.

Schädliche Wirkung des kleinen Schierlingskrauts.

Auch ist mir, berichtet eben dieser Arzt, noch ein Fall mit Schierling bekannt, den ein Mädchen statt der Petersilie auf ein Butterbrot schnitt, und den andern davon zu essen gab, daß fünf Kinder damit in Lebensgefahr kamen, die aber noch insgesammt dadurch gerettet wurden, daß man ihnen sogleich warme Milch zu trinken gab, worauf Erbrechen erfolgte.

Dieses Giftkraut wächst ebenfalls in allen Gärten, und zum Unglück am häufigsten mitten unter der Petersilie selbst, der es jung so ähnlich

Kleiner Schierling.

ähnlich sieht, daß es kaum von Erwachsenen unterschieden werden kann.

LXVIII.

Warnung, beym Einnehmen der Medicin gegen die Vorschrift des Arztes zu verfahren.

Der Marschall von Richelieu besuchte den Herrn von Voltaire kurz nach seiner Ankunft in Paris. Ersterer sah sehr gut aus, letzterer aber war elend, und da sie von einerley Alter waren, fragte Voltaire erstaunt um die Ursache, oder wie er's mache, daß er schlafe?

Ganz simpel; mit Hülfe eines Elixirs, war die Antwort. Der Marschall mußte nun dem Herrn von Voltaire ein Flacon voll schicken, mit einer genauen Vorschrift zum Gebrauch.

Voltaire, der immer an den Sachen etwas zu verbessern hatte, und dem man selten genug thun konnte, nahm eine dreyfache Portion vom Elixir ein. Sogleich fiel er in einen Schlummer, welcher 36 Stunden währte. Von nun an fing er an abzulöschen. Innerhalb

 3 Tagen

3 Tagen war er eine Leiche; und einer seiner letzten Seufzer war: Grüßt mir meinen Bruder Kain, den Marschall!

LXIX.

Ein ähnlicher Fall in Frankfurt am Main.

Vor einigen Jahren wurde Madame S**a zu Frankfurt von heftigen Zahnschmerzen gequält, daher sie einen Zahnarzt zu sich rufen ließ. Dieser gab ihr den Rath, einen Gran Opium aus der Apotheke hohlen zu lassen, und solches in den hohlen Zahn zu stecken, worauf die Schmerzen verschwinden würden. Nachdem der Zahnarzt weggegangen, schickte die Kranke in die Apotheke und ließ, statt eines Grans *), ein Loth Opium begehren. Der Apotheker gab aber die verlangte Arzeney nicht ab, weil es keinem Apotheker erlaubt ist, diese Arzeney in starker Dosis ohne Vorschrift eines Arztes herzugeben. Madame S** nahm dieses dem Apotheker übel auf, und schickte nun zu einem Materialisten, und ließ da ein Loth fordern, welches sie auch erhielt, indem die Materialisten alle Arzeneyen in großen Quantitäten verkaufen dürfen.

Es

*) 1 Gran ist der 60ste Theil eines Quentchens, und 4 Quentchen machen erst ein Loth aus.

Es wurde nun von der erhaltenen schmerzstillenden Medicin sogleich Gebrauch gemacht, und der hohle Zahn damit vollgestopft. So oft das Opium im Zahn zerschmolzen und heraus geflossen war, welches die Madame immer hinunter schluckte, füllte sie den Zahn neuerdings mit Opium an. Als dieses eine kurze Zeit gedauert hatte, verfiel Madame G** in einen anhaltenden Schlummer, woraus sie auch nie wieder erwacht ist.

Da der Schlaf der Patientinn zu lange dauerte, wurde nach einem Arzte geschickt, allein es war zu spät, und alle Hülfe vergeblich, obschon der Arzt die Ursache des Uebels gleich entdeckte. Der Zahnarzt ward auch herbey gerufen, dem man bittere Vorwürfe wegen seines Leichtsinnes und Nachlässigkeit machte, daß er die Medicin nicht selbst aufgeschrieben habe. Dieser wurde so betroffen und bestürzt, daß er nach Hause eilte und sich augenblicklich erschoß.

Auf solche Art kostete dieser einzige an sich gering scheinende Fehler des Zahnarztes zweyen Menschen das Leben! Dieses sey eine lehrreiche Warnung für Kranke und Aerzte, nie Arzeneyen bloß mündlich in der Apotheke fordern zu lassen, sondern solche jedesmahl schriftlich zu begehren, um allen möglichen Irrthum zu verhüten, der so leicht auf die Gesundheit und das

Leben selbst schlimme Folgen haben kann; zumahl ist das Apotheker-Gewicht den Nichtärzten selten bekannt, oder können solche wenigstens leicht darin irren, wie es der unglücklichen Madame S** erging.

LXX.

Unvorsichtigkeit bey Hausapotheken kann leicht tödtliche Folgen haben.

In Kaltensondheim ereignete sich vor siebenzehn Jahren folgender traurige Fall dieser Art. Der dortige Wundarzt Heffner, 60 Jahre alt, litt manchmahl an Magenschmerzen, gegen welche er eine gewisse Arzeney in seiner Hausapotheke vorräthig hielt, die er dann immer zu brauchen pflegte. Einsmahls ward er in der Nacht von seinen gewöhnlichen Magenbeschwerden wieder befallen, und er ließ sogleich seine alte Arzeney durch jemand hohlen. Er nahm einen Schluck davon, worauf er sich augenblicklich äußerst übel befand. Als er nun das Glas und die Medicin beym Lichte näher besah, zeigte sichs, daß man ihm ein unrechtes Glas gebracht hatte, worin, statt seiner gewöhnlichen Magenarzeney, ätzendes Sublimat-Wasser enthalten war. Er bekam am Kinn einen weißen Ausschlag, als wenn es mit Seife eingeschmiert wäre,

wurde

wurde mit jedem Tage kränker und elender, so daß er nach drey Wochen seinen Geist aufgeben mußte; ungeachtet alle Mittel zu seiner Rettung angewandt wurden.

Einen ähnlichen ungeschickten Streich begieng vor einiger Zeit der Wundarzt H*** in L*** bey S***, welcher einem Kranken einige Gaben rothes niederschlagendes Pulver ordinirte; um aber nicht erst wiedrr nach Hause gehen zu müssen, ließ er seiner Frau sagen, wie viele rothe niederschlagende Pulver sie abwiegen und dem Kranken schicken sollte. Die Frau, die vermuthlich die lateinischen Aufschriften auf den Gläsern, Büchsen und Schachteln nicht lesen konnte, ergriff statt des niederschlagenden Pulvers rothen Quecksilber-Präcipitat, indem beyde Arzeneyen eine rothe Farbe haben, wog die verlangten Pulver ab, die dann dem Patienten überschickt und von ihm nach der Vorschrift des Chirurgen eingenommen wurden. Dieses heftige Gift verursachte dem Kranken bald ein anhaltendes Erbrechen, Durchfall, entsetzliche Leibschmerzen, Zuckungen und schnellen Tod.

Der Wundarzt wurde wegen diesem Vergehen von seiner Obrigkeit um Geld gestraft; doch konnte man dadurch dem Vergifteten das Leben nicht wieder geben.

Ein anderes Unglück trug sich vor etlichen Jahren in Z** durch Brechweinstein zu. Der dasige Herr Pfarrer H** war immer mit einer Hausapotheke versehen, und als einstens seine Frau sich Nachts nicht wohl befand, wollte er sie einen Theelöffel voll Weinsteinrahm nehmen lassen. Er ließ durch die Magd, der er den Platz beschrieb, wo der Weinsteinrahm stehen sollte, einen Theelöffel voll bringen und seiner Frau eingeben.

Bald darauf bekam die Frau Pfarrerinn das entsetzlichste Brechen und Laxiren mit dem rasendsten Schmerzen im Unterleibe, so daß die gute Frau mehrere Stunden lang auf dem Nachtstuhle zubringen mußte, und man sicher glaubte, sie würde dabey ihren Geist aufgeben. Es wurden ihr indessen so viele schleimige und ölige Dinge eingeschüttet, daß sie endlich doch noch gerettet wurde. Man entdeckte die Ursache dieses traurigen Falles gleich, indem die Magd aus Irrthum Brechweinstein statt Weinsteinrahm ergriffen hatte.

LXXI.

Unvorsichtigkeit mit Schießgewehr.

In Mecklenburg trug sich, laut des Journals von und für Deutschland von 1789, folgende

gende traurige Begebenheit zu. An einem Tage, da eine große Gesellschaft in dem Hause eines Beamten zu Tische gebeten war, hatte ein junges Frauenzimmer, das bey diesem Beamten erzogen wurde, mit der Besorgung der Bewirthung zu thun, unterdessen die Gesellschaft sich in einem Zimmer versammelte, in welchem der Amtmann seinen ansehnlichen Gewehrvorrath aufgehängt hatte, und hier das Zeichen zum Speisen erwartete. Bis solches gegeben wurde, fiel das Gespräch auf das Gewehr. Man nahm eins nach dem andern herunter, sprach darüber, hielt es zum Schuß, spannte den Hahn und drückte ihn ab. Besonders aber gefiel der ganzen Gesellschaft ein schön gearbeitetes Pistol, welches oft aufgespannt und abgedrückt wurde.

Mitten in dieser Unterhaltung kam das junge Frauenzimmer, und gab der Gesellschaft Nachricht, daß das Essen fertig sey, und daß man sie im Saale erwarte. Alles begab sich dahin, und nur das junge Frauenzimmer allein mit einem jungen Herrn blieb zurück. Das Mädchen erblickte kaum das auf dem Tische liegen gebliebene Pistol, so ergriff sie solches in größter Eile, zog den Hahn auf, und stellte sich mit lächelnder und schalkhafter Miene vor den jungen Mann, dem kein Unglück ahnete, da das Pistol schon durch so viele Hände gegangen war, mit dem Worten: nun will ich Sie auch

todt-

todtschießen. O ja! antwortete er; treffen Sie aber auch recht gut — indem stellte er sich gegen ihr über, schlug den Rock von der linken Seite der Brust zurück, und wies mit dem Finger aufs Herz. Das Mädchen drückte ab, das Pistol gehet los, und der Unglückliche ward durchs Herz getroffen, so daß er auf der Stelle todt blieb.

Dieses Frauenzimmer heirathete nachher den Bruder des Erschossenen, und hatte das Unglück sammt ihrem Manne und Pferden auf der Elbe zu ertrinken.

Das nähmliche Unglück ereignete sich vor einiger Zeit auf der Universität F*, wo ein Student mit einem Juden etwas handeln wollte, und da sie des Handels nicht einig werden konnten, drohte der Student aus bloßem Spaß, den Juden zu erschießen, wenn er nicht die Waare um den gebotenen Preiß lassen wollte. Ein Gewehr lag eben auf dem Tische, das der Student ergriff, weil ers gewiß für ungeladen hielt. Der Hebräer bat, das Gewehr wegzulegen, weil mit Gewehren nicht zu spaßen sey, und der Teufel sein Spiel treiben könne, wie er sich ausdrückte. Der Student kehrte sich aber nicht daran, trieb seinen Spaß weiter, spannte den Hahn, drückte los, und aus dem Spaße ward solcher Ernst, daß der Jude augenblicklich todt zur Erde niederstürzte.

LXXII.

LXXII.

Andere Unglücksfälle dieser Art.

Ein Müller zu Beuern, nicht weit von Giesen, wollte Sperlinge schießen, und hatte in dieser Absicht Käsematten hingestreuet. Er stellte sich hinter die Thür des Hauses, und konnte niemand sehen vorbeygehen. Im Abdrücken kömmt dessen eigene Tochter in den Schuß, der er die obere und untere Zahnlade ganz wegschoß, so daß man in den ganz offenen Hals sehen konnte, auch der Gaumen und die Zunge waren ganz zerschossen. Dieses Unglück ereignete sich im Jahr 1781.

Vor mehreren Jahren traf zu Bruchsal das Unglück einen wohlgebildeten starken Schlossergesellen, welchem, da er am Frohnleichnamsfeste eine frische Ladung in die veralteten so genannten Katzenköpfe einschob, diese so gewaltsam entgegen fuhr, daß er, unter den Augen des Herrn Doctor Frank, ohne mögliche Rettung, schon den zweyten Tag des schmerzlichsten Todes sterben mußte.

Die armen Moßbacher werden sich noch lange mit betrübtem Herzen der Anwesenheit des Fürst Bischofs von Wirzburg erinnern. Die guten Leute, obgleich der Bischof sich es ver-

beten hatte, löseten bey seiner Abreise 1784 die Kanonen; benahmen sich aber dabey so übel, daß einem Manne beide, einem andern aber ein Bein ganz zerschlagen, und noch zehn andere Personen verwundet wurden. So fürchterlich sind die Wirkungen des Geschützes für Leute, die nicht damit umzugehen wissen!

LXXIII.

Unglücksfall durch strenge Kälte.

Ein Schreiben aus Quedlinburg von 1785 meldet, wie im Journal von und für Deutschland von der damahligen heftigen Kälte folgendes berichtet wird: Man hört von verschiedenen Orten traurige Nachrichten von der am 28 Febr. und einigen Tagen darauf gestandenen außerordentlichen Kälte. Auf dem Harz und an andern Orten ist ein so hoher Schnee gefallen, daß die ältesten Leute sich kaum dergleichen erinnern können. Verschiedene Personen, die bey dem letzten Schneegestöber auf Reisen gewesen, sind erfroren gefunden worden. Auf dem Harz sind fünf, andere sagen neun Kinder, die auf ein benachbartes Dorf zum Prediger gehen wollten, um zum heiligen Abendmahl vorbereitet und unterrichtet zu werden, insgesammt durch die strenge Kälte umgekom-

gekommen. Man fand sie sitzend unter einem Baume todt.

Um dergleichen Unglücksfälle zu verhüten, so wie auch Ausschweifungen bey der Jugend, sollte jede Obrigkeit dafür sorgen, daß solche an einen andern Ort zur Schule gehende Kinder jedesmahl von einem Erwachsenen begleitet werden müßten, wie dieß auch wirklich in manchen Ländern eingeführt ist.

LXXIV.

Gefahr für Gehende neben schwer beladenen Güterwagen.

Die Fuhrleute pflegen in Deutschland aus Gewinnsucht ihre Wagen öfters so aufzuthürmen und zu überladen, daß bey einem etwas übel bestellten Pflaster in Städten und Dörfern dieselben entweder zerbrechen, oder, ehe man sich es versieht, das Gleichgewicht verlieren und umgeworfen worden sind. Im ersten Falle wird oft der Wagen noch eine Strecke fortgeschleppt, es versammeln sich Zuschauer, und nicht selten werden diese bey aller vermeintlichen Aufsicht überrascht und beschädigt.

Vor einigen Jahren fuhr ein dergleichen beschädigter ungeheurer Güterwagen durch

Bruchsal, in der Hoffnung, noch ein bestimmtes Ziel zu erreichen; auf einmahl brach derselbe zusammen, und zertrümmerte ungewarnt ein Kind, das ruhig nebenher ging.

LXXV.

Abzehrung und Tod durch eine verschluckte Stecknadel.

Ein Fräulein von K** im Preußischen, 17 Jahre alt, hatte die üble Gewohnheit, wie denn ohnehin viele Frauenzimmer diese Untugend an sich haben, beym Nähen und Sticken die Nadeln im Munde zwischen den Zähnen zu halten. Einsmahls da Gesellschaft bey ihr war, und viel gesprochen, gescherzt und gelacht wurde, hielt sie wieder eine Stecknadel zwischen den Zähnen, sie gerieth auf einmahl in ein erschütterndes Lachen, wobey ihr die zwischen den Zähnen gehaltene Nadel unvermuthet in den Schlund und von da in den Magen gerieth. Sie that einen lauten Schrey; Schreck und Bestürzung über diesen plötzlichen Zufall machten sie zu Boden sinken, und verbreiteten sich über die ganze, kurz vorher so frohe und muntere, Gesellschaft.

Die

Die verschluckte Nadel machte nicht gleich Beschwerden; doch dauerte es nicht lange, so gab es unter dem Magen in den dünnen Gedärmen bald mehr bald weniger heftige stechende Schmerzen. Es wurden nun allerley Aerzte zu Rathe gezogen, und allerley Mittel vergeblich angewandt. Das Fräulein wurde mit jedem Tage kränker und nach und nach elender. Die Nadel hatte sich in einen Darm eingestochen, Entzündung und Geschwür erregt, wodurch das gute Fräulein langsam abzehrte, und seine kleine Unachtsamkeit endlich mit dem Tode büßen mußte.

LXXVI.

Schneller und jämmerlicher Tod durch ein kleines Mäuschen.

Ein Herr in Frankreich, der ein großer Freund von Mäusen war, und mehrere in einem Käfig zu seinem Vergnügen in seinem Zimmer hielt, wie das auch viele Damen in Deutschland thun, nahm einstens eine junge Maus von der kleinen Art, die man Spitzmäuse nennt, aus dem Käfig auf seine Hand, streichelte sie, und spielte mit ihr; um ihr nicht wehe zu thun, hielt er sie nicht fest. Als er so mit dem Mäuschen spielte und es hoch nahe

vor seinen Mund hielt, wischte es in einem Nu in seinen Mund (alle Mäuse lieben die Löcher zu ihrem Aufenthalte), und augenblicklich vom Munde in den Magen. Vor Schreck und Ueberraschung stand der Herr wie versteinert da, ohne alle Besinnung.

Das Mäuschen machte sich viele Bewegung im Magen seines Herrn, lief hin und her, und dadurch entstand Uebelkeit, Erbrechen und Ohnmachten ohne Aufhören. Alle Aerzte in der Stadt wurden schleunigst herbey gerufen, allein die hochgelehrten Herren fanden diesen Fall so neu und sonderbar, daß sie vor Verwunderung die Köpfe sammt den großen Perüken mächtig schüttelten, und nicht zu rathen noch zu helfen wußten. Endlich kam ein Arzt auf den Einfall, das Mäuschen in seiner Wohnung, im Magen nähmlich, durch vieles Getränk zu ersäufen. Die übrigen Aerzte klatschten ihrem Collegen über diesen glücklichen Einfall lauten Beyfall zu.

Nun mußte eilends Wasser herbey, und der Patient sogleich eine ganze Bouteille voll in einem Strome hinunter gurgeln lassen. Allein wie erstaunten und verstummten die sonst so geschwätzigen französischen Aerzte, da sie sich in ihrer Erwartung betrogen sahen? Das Mäuschen war klüger, als diese Herren vermuthet

muthet hatten; es hatte nicht Lust, sich ersäufen zu lassen; als es daher die jähe Ueberschwemmung im Magen bemerkte, suchte es dieser auszuweichen, und spürte nach einem Loche, und dieses fand es bald am rechten Magenmunde, und von da einen offenen Weg in den Zwölffingerdarm und in die übrigen Därme, wo es sich einsweilen in Sicherheit brachte. Das muntere Thierchen wühlte nun in dem langen Kanal der dünnen Därme sehr lebhaft umher, kroch bald dahin bald dorthin, betrug sich dabey sehr unartig, indem es in die Gedärme biß oder sie sonst verletzte, welches die immerwährenden Zuckungen und außerordentlichen Schmerzen im Unterleibe des Patienten bewiesen.

Nun war guter Rath theuer! Die Aerzte standen, und sannen und sannen, und zerbrachen sich ihre Köpfe vergeblich; ihre Kunst verließ sie diesesmahl gänzlich. Was für Mittel sie weiter anwendeten, weiß sich der Erzähler nicht mehr zu erinnern, aber das weiß er, daß sie mit allen ihren Vorschlägen keine Hülfe schaffen konnten, und daß der Patient in kurzer Zeit unter Zuckungen und den grausamsten Schmerzen in den Gedärmen verschied.

Ein Deutscher, der lange Frankreich durchreiset ist, hat diese Geschichte mitgebracht, und für reine Wahrheit ausgegeben.

LXXVII.

Mancherley Unglücksfälle bey Kindern.

An den Unglücksfällen der kleinen Kinder sind immer die Eltern oder Kinderwärterinnen durch ihre Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit Schuld; besonders fehlen die Eltern, wenn sie zu junge Mägde bey ihren Kindern halten, als welche dann in allem noch zu unerfahren, zu leichtsinnig und zu schwach sind. So vielfältig auch die Veranlassungen zu Unglücksfällen bey Kindern sind, so leicht können doch alle verhütet werden, wenn Eltern und Kindermägde ihre Aufmerksamkeit stets darauf richten. Nur einige Fälle will ich hier erzählen, die ich meistens selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Vor einigen Jahren stürzte ein kleines Kind des Herrn von L** in G** durch Unachtsamkeit der Kindermagd aus dem Fenster des obern Stockwerks auf die Straße, wodurch der Kopf des Kindes besonders beschädigt wurde. Es lebte noch acht Tage in dem elendesten Zustande; es ward trepanirt, doch ohne Nutzen; es starb unter Zuckungen. Wie viel das Herz der Eltern dabey gelitten habe, läßt sich leicht erachten.

Ein

Ein lebhaftes artiges Kind von fünf Jahren, Nahmens Louischen, in B***, sollte eines Hustens wegen Abends etliche Tassen Thee trinken. Die Köchinn machte den Thee, und brachte solchen siedend heiß auf den Tisch, an dem das Kind schon saß. Da die Köchinn wieder wegging, ohne den Thee einzuschenken, wollte es das Kind selbst thun, verbrannte sich aber an der heißen Theekanne, die es daher umfallen ließ. Der heiße Thee lief vom Tische herab auf das daran sitzende Kind, und verbrühete solchem einen Theil der Brust, die beiden Beine über den Knieen und die rechte Hand, daß sogleich große Blasen auf der Haut entstanden, und das gute Kind Zuckungen am ganzen Körper und ein heftiges Fieber bekam. Das Kind mußte vieles ausstehen, bis es wieder geheilt wurde.

Ein Knabe von dreyzehn Jahren eines Schuhmachers in W** aß im Jahr 1796 sehr viele schwarze Waldkirschen sammt den Kernen, welches der ungeschickte Vater immer haben wollte, damit die Kinder eher satt würden, und also weniger Kirschen darauf gingen. Diesesmahl bekam der Knabe eine so hartnäckige Verstopfung von den häufig verschluckten Kernen, daß es dem Arzte nicht möglich war, diesen Knaben zu retten, so sehr er sichs auch angelegen seyn ließ. Er starb schon den andern Tag,

wodurch der Vater in tiefe Traurigkeit auf lange Zeit verfiel, weil ihn sein Gewissen über diesen Todesfall unaufhörlich beängstigte, und ihm Vorwürfe machte.

Der Sohn eines Beamten in der Pfalz von neun Jahren fuhr mit den Eltern spazieren, wobey es eine Strecke über einen steinigen Weg ging. Der Knabe hatte einen Stock bey sich, den er vor sich hielt, so daß der Stockknopf vor den Mund zu stehen kam. Die Eltern waren im Gespräche begriffen, und hatten vergessen, ihr Kind anzuweisen, den Stock neben sich in die Chaise zu stellen. Auf einmahl ging die Chaise über einen Stein, daß es einen starken Stoß versetzte, und dem Knaben alle Vorderzähne, sowohl obere als untere, durch den vorgehaltenen Stock eingestoßen wurden.

Die Tochter eines Kaufmanns in den Niederlanden, eilf Jahr alt, wollte in Geschwindigkeit ein Paket, das so eben auf der Post von einer Freundinn für sie angekommen, und worauf sie sehr begierig war, eröffnen, wozu sie ein auf dem Tische liegendes spitziges Federmesser nahm, um den um das Paket geschlungenen Bindfaden entzweyzuschneiden. Der Bindfaden war stark, und das Messer etwas stumpf, sie mußte daher einige Gewalt anwenden,

den, wodurch das Messer, das sie in die Höhe drückte, auf einmahl beym Zerschneiden des Bindfadens mit der Spitze ihr in das rechte Auge fuhr, weil sie die Ungeschicklichkeit dabey beging, das Gesicht zu nahe an das Paket beym Zerschneiden des Bindfadens zu halten. Die Verwundung des Augapfels war so beträchtlich, daß die Feuchtigkeiten des Auges ausflossen, und das liebe Mädchen das unvermeidliche Unglück hatte, am rechten Auge blind zu werden. So kann das kleinste Versehen ein schreckliches Unglück nach sich ziehen!

LXXVIII.

Sitzen auf steinernen Bänken mit erhitztem Körper kann nachtheilig werden.

Im 51sten Stück des Reichs-Anzeigers von 1796 macht Herr Kbr. in Leipzig folgendes bekannt: Den 25. August ging ich mit einigen Kindern spazieren. Ein Knabe von etwa acht Jahren wurde müde, und wollte in einem Wäldchen auf einer steinernen Bank ein wenig ausruhen. Nach einer Stunde bekam er aber so heftiges Grimmen und Schneiden im Unterleibe, daß er nicht mehr gehen konnte, und ich ihn länger als eine halbe Stunde auf dem

dem Schooße halten mußte. Ich band ihm ein Tuch um den Leib, und etwa nach einer Stunde wurde ihm besser; er behielt aber noch den ganzen Nachmittag und den Abend die Schmerzen, bis er in das Bette kam, wo sie sich verloren, und weiter keine Folgen verspürt wurden. Ich führe dieses nur an, als eine Bestätigung der Bemerkung über die Schädlichkeit der steinernen Ruhebänke auf Spaziergängen im 146sten Stück des Reichs-Anzeigers von 1795, wo ebenfalls eine nachtheilige Wirkung davon erzählt wird.

LXXIX.

Liegen auf feuchtem Grase mit erhiztem Körper verursacht Todtenkrampf und Tod.

Ein Jägerpursche von siebenzehn Jahren aus F**, der in G*** die Jägerey lernte, hatte sich an einem warmen Sommertage durch langes Herumlaufen in den Waldungen ermüdet und erhitzt. Er legte sich, um etwas auszuruhen, auf einen Rasen, wo er einschlief. Nach dem Erwachen fand man ihn mit dem Todtenkrampf behaftet; der ganze Körper war steif und starr, daß der Kranke kein Glied bewegen konnte; der Kopf war ganz umgedreht, daß

daß das Gesicht nach dem Rücken zu stand. In diesem bedaurungswürdigen Zustande mußte der Patient ohne ordentliche Hülfe drey Tage bleiben, bis nach einem Arzte geschickt wurde, weil der Jäger, sein Lehrherr, diese Zeit durch an ihm gequacksalbert hatte. Der herbey gerufene Arzt ließ die bewährtesten Mittel mit aller Thätigkeit anwenden, allein vergeblich; denn es war zu lange gewartet worden. Wenn diese fürchterliche Krankheit bezwungen werden soll, muß die Hülfe gleich anfänglich schleunigst gesucht werden.

Das Liegen und Schlafen auf feuchtem Rasen ist bey erhitztem Körper immer für die Gesundheit von nachtheiligen Folgen, wenn schon der Todtenkrampf, diese grausame Krankheit, nur selten davon entsteht.

LXXX.

Lustigtraurige Geschichte von einem Schulmeister und einer Kuh.

In einem Dorfe in Schwaben hatte ein Schulmeister die Gewohnheit, wenn seine Frau nicht zu Hause, oder nicht wohl war, seine Kuh selbst zu melken. Einmahls im Sommer, da der Schulmeister wieder im Melken seiner

Kuh begriffen war, wollte die Kuh nicht stille stehen, schlug bald mit den Beinen, bald mit dem Schweife, dem Schulmeister um die Ohren, weil die stechenden Wespen das Thier zu viel beunruhigten. Der Schulmeister verlor bald die Geduld, dachte nach, wie da zu helfen sey, und als ein kluger Kopf, nach seiner Meinung, wußte er bald Rath. Er trug einen langen geflochtenen Zopf, diesen band er mit dem Schweife der Kuh recht fest zusammen, und da mußte der Kuh das Wedeln mit ihrem Schweife um den Kopf des Schulmeisters wohl vergehen, wie dieser voraus sah, und worüber er sich inniglich erfreute. Aber diese Freude dauerte gar nicht lange, weil das Schicksal heute dem närrischen Schulmeister einen lustigen Possen spielen wollte.

Als nun die Kuh nicht mehr nach Gefallen die lästigen Wespen fortjagen konnte, verlor sie ebenfalls alle Geduld, wie kurz vorher der Schulmeister, schlug mit dem Kopfe umher, wodurch sie die Kette losriß; kaum merkte sie ihre Freyheit, als sie sich plötzlich nach der Stallthür wendete, mit dem Schulmeister, der an den Schweif der Kuh fest gebunden war, in schnellen Sprüngen davon rannte, über alle Kothhaufen, über alle Misthaufen und durch alle Mistpfützen des ganzen Dorfs mit dem Schulmeister setzte, der jämmerlich schrie, bald

fluchte,

fluchte, und bald die anstaunenden Bauern um Erlösung bat. Alle Kinder des Dorfs liefen hinten drein, unter lautem Gelächter und Jubel über diesen Spectakel des Schulmeisters, dem sie alle von Herzen gram waren, weil er den Catechismus und seine übrige Weisheit der Jugend des Dorfs gar fleißig mit beiden Fäusten einzubläuen pflegte. Es dauerte gute Zeit, bis einige mitleidige Bauern im Stande waren, die Kuh aufzufangen und fest zu halten, und den bis auf den Tod geängstigten und gemarterten Schulmeister wieder zu befreyen. Blaue und geschundene Flecken hatte der Schulmeister genug davon getragen, auch mehrere Löcher am Kopfe; doch war er froh, daß die Sache noch so gut abgelaufen, und er nur mit dem Leben davon gekommen war.

LXXXI.

Eine Begebenheit ähnlicher Art, aber mit einem schlimmern Ausgange.

Im Sächsischen ereignete sich vor einigen Jahren das Unglück, daß ein zehnjähriger kühner Bauernjunge, der auf einem Füllen öfters ritt, und auch öfters herunter geworfen wurde, auf den Einfall kam, sich an das

Füllen fest zu binden, welches er mit einem Stricke bewerkstelligte, den er dem Füllen um den Hals, und sich um den Leib band, um also das Herunterwerfen und das deßwegen entstandene Auslachen der andern Bauernjungen zu verhüten. Er ritt nun ganz stolz und flüchtig auf seinem schnellfüßigen Füllen durch das Dorf; es dauerte aber nicht lange, so ward er wieder herunter geworfen, und von dem muthwilligen kleinen Pferde so gewaltig herumgeschleift, daß er in Zeit von einer halben Stunde sein Leben endete.

LXXXII.

Giftige Wirkung des großen Schierlings, der für Pastinakwurzel gespeiset wurde.

Ein Weingärtner, erzählt Herr Gmelin, auf dem Lande in Italien, kam von ungefähr, da er in dem Weinberge arbeitete, mit der Hacke auf die Wurzel des Schierlings; er grub sie heraus, nahm sie mit nach Hause, kochte sie für Pastinakwurzeln, und speisete sie Abends mit seinem Weibe. Gleich nach dem Essen gingen beide zu Bette; mitten in der Nacht aber erwachten sie, hatten allen Verstand verloren, liefen im ganzen Hause hin und her ohne

Licht,

Grosser Schierling.

licht, und waren ganz toll und rasend. Sie stießen daher den Kopf, hauptsächlich aber das Angesicht und die Augen, so sehr an die Wände, daß sie von der Geschwulst, besonders in den Augenliedern, und von dem unterlaufenen Geblüte ganz abscheulich aussahen.

Der Arzt kam, als er zu den Kranken berufen wurde, und sich nach ihren Umständen erkundigte, sogleich auf die Ursache dieses Uebels. Er ging in den benachbarten Weinberg, und fand an dem Orte, den man ihm angezeigt hatte, in der That die Wurzeln dieses Schierlings, welche schon anfingen Blätter hervor zu treiben; er ging zu seinen Patienten zurück, und hatte das Glück, ihnen durch die gehörigen Mittel ihre verlorne Gesundheit in kurzer Zeit wieder zu verschaffen.

LXXXIII.

Noch ein solcher Fall.

Im 23sten Stück des Reichs-Anzeigers von 1796 wird von einem Pfarrer folgende Begebenheit erzählt: Im April 1787 kochte des Jägers Frau in W*g unweit Ar*n Pastinakwurzeln, die über Winter in der Erde gesteckt hatten, und nun erst ausgegraben worden waren. Niemand als sie selbst und ihr Mann aßen davon.

Beide wurden bald nach dem Genuß dieses ihnen immer sehr angenehmen Gerichts sehr schwindelig. Der Mann verlor den Gebrauch seiner Vernunft, war aber stille und schwach. Die Frau hingegen rasete; wie sie denn im gesunden Zustande heftigen Temperaments war. Der sogleich herbeygehohlte Arzt gab beiden vorerst, wegen Entfernung der Apotheke, zerlassene ungesalzene Butter, darauf ein Brechmittel, und so weiter. Solchergestalt kamen sie allmählig nach ein Paar Tagen wieder zurechte. Es ist gar kein Zweifel, daß hier die Wurzel des großen Schierlings für Pastinakwurzel ist gehalten worden; denn daß die überwinterten Pastinaken selbst etwas Giftiges annehmen sollten, wie manche vermuthet haben, ist irrig, und durch neuere Erfahrungen hinlänglich widerlegt.

LXXXIV.

Giftige Wirkung der Bilsenkrautwurzeln, die für Cichorien gegessen wurden.

In dem Benedictiner-Kloster zu Rheinau wurde einstens ein Salat genossen, welcher zum Theil aus Wegwart oder Cichorien, zum Theil aber

Bilsenkraut.

aber aus Bilsenkrautwurzeln bereitet worden war. Das ganze Kloster hatte von demselben gegessen, und alle Benediktiner verfielen in die fürchterlichsten Zufälle, wovon sie jedoch noch in Zeiten von ihrem Arzte gerettet worden sind.

LXXXV.

Tödtliche Wirkung des gelben Eisenhütchens.

Die Wurzeln des gelben Eisenhütchens, eines Alpengewächses, haben, als Salat gespeißt, einer ganzen Tischgesellschaft den Tod gebracht, wie Herr Gmelin in seinen Schriften erzählt.

LXXXVI.

Unglück durch einen Trunk Wasser.

Das Frankfurter Staats-Ristretto vom 22. Juli 1797 erzählt folgende traurige Begebenheit. In Dresden hat kürzlich das Kind einer Soldatenfrau das Schicksal gehabt, mit einem Trunk Wasser das Ey eines Fisches zu verschlucken, der sich in den Eingeweiden dessel-

ben ausgebildet, und ihm unendliche Schmerzen verursacht hat. Ob nun gleich selbiger durch den Arzt getödtet worden, daß er stückweise an Gräten, Floßfedern und Fischhaut von ihm geht; so ist es dennoch nicht von allen Schmerzen, und nicht von aller bisher gefürchteten Todesgefahr befreyet.

LXXXVII.

Ein Beytrag zu den Gefahren der Toilette.

Ein langrundes Fläschchen, worin ein wohlberühmtes Pariser Schönheitswasser gewesen war, verirrte sich, wie Herr Doctor Hufeland in Jena erzählt, von der Toilette auf den Küchtisch eines geringen Mannes. Hier wird es ohne vorhergegangene Reinigung gebraucht, um Essig zum Salat darin zu hohlen. Man speiset denselben Abend mit vielem Appetit; aber kaum sind zehn Minuten vergangen, so fängt die ganze Tischgesellschaft an sich elend zu befinden. Vater, Mutter und drey Kinder bekommen das allerheftigste Leibschneiden, Würgen, Erbrechen, Ohnmachten, aufgespannten Leib, und besonders scheint der Vater, der das meiste vom Essig getrunken hatte, dem Tode

nahe

nahe zu seyn. Nun ward ich dazu gerufen. Alles was ich sah, nöthigte mich auf genommenes Gift zu schließen; aber niemand konnte sich auf etwas besinnen, bis ich endlich das Pariser Glas entdeckte, in welchem sich noch unten Spuren eines weißgelblichen Ansatzes zeigten, die, wie man mir sagte, vor dem Einfüllen des Weinessigs noch weit stärker gewesen waren. Ich schloß sogleich auf eine Bley- oder Quecksilberauflösung, richtete meine Mittel darnach ein, und nach einigen Stunden besserte sich Alles; doch dauerte es noch einige Tage, ehe die armen Leute sich von dem heftigen Angriffe des Schönheitsmittels auf ihre Magen und Eingeweide erhohlen konnten.

Ich halte es für Pflicht, diese Geschichte, die ohne die schleunigste Hülfe sehr traurig hätte ablaufen können, öffentlich bekannt zu machen, und zwar in zweyerley Absicht. Einmahl wird sie denjenigen, welche sich noch immer nicht von der Schädlichkeit dieser so unschuldig scheinenden Waschwasser überzeugen wollen, unwidersprechlich darthun, daß keinem derselben zu trauen ist, und daß ihr Hauptbestandtheil immer Gift bleibt, der Nahme mag noch so einladend, Farbe und Geruch noch so schön seyn. Denn welcher unbedeutende Ueberrest war noch in dieser Flasche, und wie schnell und schrecklich seine Wirkungen? Nur ein concentrirtes fressendes

mineralisches Gift kann so wirken, als dieser ami de la beaute that.

Zweytens mag sie jedermann warnen, vorsichtig mit diesen Liquers und selbst mit den Gefäßen umzugehen, um, wenn wir auch groß und vornehm genug sind, unser Leben der Schönheit aufzuopfern, nicht unsern armen Nebenmenschen einer Gefahr auszusetzen, der so wenig von dem Werth oder Unwerth einer solchen Flasche weiß, daß er im Stande ist — Salatessig darin zu hohlen.

LXXXVIII.

Unerwartetes Unglück und Tod durch ein Licht.

Daß gesunde und verständige Menschen aus Unachtsamkeit durch das Entzünden ihrer eigenen Kleidung sich selbst sollten verbrennen können, ist fast unglaublich, und dennoch zuverlässig wahr. In dem Landstädtchen Mußke in der Oberlausitz lebte eine junge Wittfrau von Stande, die sowohl durch Erziehung, als auch von Natur viele Vorzüge besaß. Diese war im Jänner 1797 bey dem Scheine des Lichts mit der Zubereitung eines Abendbrots für ihre noch

noch kleinen Kinder beschäftigt. Durch eine unvorsichtige Wendung ihres Körpers kömmt sie mit dem großen Saloppentuch dem Lichte zu nahe, welches sich, ihr unbemerkt, entzündet, und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit die andern Theile der baumwollenen Kleidung auch in Flamme setzt.

Sie vom Schrecken ganz betäubt, in ihrem Zimmer ganz allein, weiß sich nicht zu helfen, und da sie kein Wasser vorräthig hat, läuft sie zum Nachbar ihres Zimmers, einem Handwerksmanne. Dieser erschrickt, eine dergleichen lebendige Person mit Feuerflammen umgeben zu sehen, nimmt in der Angst den Besen, um damit die brennbare Materie abzukehren. Allein er reißt damit nicht allein die brennenden Kleidungsstücke dieser Person vom Körper, sondern reißt auch damit die schon verbrannten Theile des Körpers mit ab.

Ihr Körper ward nach der Dämpfung der fast gänzlich zu Asche verbrannten Kleidungsstücke dermaßen verletzt befunden, daß man sie gleich für incurable erklärte, und obgleich der dasige geschickte Arzt alles zu ihrer Rettung anwendete, so war sie dennoch verloren, und starb in kurzem.

 LXXXIX.

LXXXIX.

Ein schnelles Unglück, das sich in jedem Haushalte ereignen kann.

Eine Frau hatte eine große Wäsche gethan, und da eben anhaltendes Regenwetter einfiel, war sie genöthiget, das nasse Weißzeug im Hause zu trocknen. Sie ließ also viele Seile aufspannen, um die Wäsche darauf zu hängen. In einem geräumigen Zimmer stand ein sehr großer Kleiderschrank, an dessen vordern Seite die Seile ebenfalls an zweyen Haken umschlungen wurden. Kaum waren die angespannten Seile mit der nassen Wäsche belegt, als der große Kleiderschrank auf einmahl umschlug, und einem fünfjährigen Kinde, das an dem Schranke stand, und bey dem Umsturz unter solchen gerieth, den linken Arm zerbrach. Es hatte nicht viel gefehlt, so wäre dem Kinde der Kopf zerquetscht worden. Möchte doch jede Hausfrau hieran ein Beyspiel nehmen, und bey dergleichen Geschäften vorsichtiger zu Werke gehen!

XC.

Ein schlimmer Zufall bey einem Kinderspiele.

Die Kinder eines Beamten spielten zur Winterszeit Verstecken, ein Spiel, wo einige Kinder sich irgendwo verbergen, die ein anderes Kind dann so lange suchen muß, bis es sie findet. Ein Knabe von sechs Jahren spielte mit, und dieser verbarg sich, um nicht so leicht gefunden zu werden, in das Ofenloch, und schlug die Ofenthüre geflissentlich zu. Bald darauf ging die Mutter zufälliger Weise vor der Ofenthür vorbey, wo sie ein Kind jämmerlich ächzen hörte. Sie riß die Thüre eilends auf, und erblickte da zum größten Schrecken ihr Kind von Dampf und Rauch fast ganz erstickt, denn es war eben Feuer im Ofen; doch wurde noch zum Glücke das Kind wieder zurecht gebracht.

Der Herausgeber dieser Schrift hätte vielleicht nicht wieder an diesen Vorfall gedacht, wenn ihn nicht das nämliche Ereigniß mit seinem eigenen Kinde von vier Jahren diese Tage daran erinnert hätte. Im Vorbeygehen sah ich diesen Knaben, der mit mehreren Kindern

Verstecken spielte, hinter die Ofenthür schleichen und solche verschließen, welches sich ebenfalls für das Kind hätte unglücklich enden können, wenn ich nicht glücklicher Weise dazu gekommen wäre.

Eltern diene dieses zur Lehre, daß sie über ihre Kinder nie genug wachen, nie aufmerksam genug seyn können, wenn sie alle Unglücksfälle von ihren Lieblingen abwenden wollen.

Von
besonders giftigen
und
gefährlichen Pflanzen,

die in Deutschland allenthalben anzutreffen und leicht mit andern heilsamen und guten zu verwechseln sind;

mitgetheilt

vom

Herrn Professor Hoffmann

zu Göttingen.

Von betäubenden Giftpflanzen überhaupt.

Verschiedene bekannte Giftpflanzen schmecken ganz süß, zum wenigsten nicht unangenehm; wie die Beeren von der Tollkirsche, die Wurzel der Hundszunge, des Schierlings. Man muß sich aber um so mehr dafür in Acht nehmen; vor allen die ganze Pflanze erst betrachten; da zeigt sich denn bald Etwas Verdächtiges. Das äußere Ansehen ist traurig, die Blätter sind schmutzig, schlecht grün, oder klebrig und kalt anzufühlen, wie bey dem Stechäpfel, dem Bilsenkraute. Oder der Geruch ist widrig, wie bey dem großen Schierling, der wie Katzen- oder Mäusepisse riecht. Dergleichen Pflanzen, wenn viele an einem Orte zusammen stehen oder liegen, verursachen leicht Schwindel, Schlafsucht und Betäubung, wie der Toback, das Bilsenkraut, der große Schierling. Deßwegen nennt man sie auch betäubende, erstickende Giftpflanzen. Noch schlimmer wird es, wenn jemand aus Unwissenheit davon genossen hat, was doch leicht geschehen kann. Unzählig sind die Beyspiele von solchen Unglücksfällen,

fällen, wo man statt Körbel oder Petersilie den kleinen Schierling zum Sallat, statt Pastinakwurzeln, den großen Schierling, Hundszunge, Bilsenkrautwurzeln zum Gemüße, die Beeren der Tollkirsche, der Einbeeren, welche reif glänzend schwarz aussehen, auch Etwas süß schmecken, statt Kirschen genoß, und sich dadurch den Tod zuzog; oder doch mehr oder weniger folgende Zufälle, die bald auf den Genuß solcher Giftpflanzen folgen: Ueblīgkeit, Magenkrampf mit brennendem Durste, Trockenheit und Anschwellen im Halse, Betäubung, Verlust des Gesichts, beständige Neigung zum Schlaf, aus dem endlich der Patient mit Zuckungen erwacht, in noch heftigere verfällt und darin stirbt. Und weil diese Gifte bey Menschen und Thieren die Säfte des Körpers sehr geschwind auflösen, faulicht und verdorben machen, so fließt oft das Blut nach dem Tode aus Nase Mund und Ohren, der aufgetriebene Körper bekömmt allenthalben runde schwarzblaue Flecken und geht sehr geschwind in Fäulniß über. Alles dieses erfolgt mehr oder weniger auf den Genuß giftiger Wurzeln, Pflanzen oder Früchte. Da verschiedene von den ersten wie Pastinackwurzeln aussehen, so mag es daher kommen, daß selbst die wahren Pastinackwurzeln, wenn sie älter und größer werden, als giftig und der Gesundheit nachtheilig sind verschrien, wenigstens gewiß nicht selten mit wirklich gifti-

gen

gen Wurzeln verwechselt worden. Besonders hüte man sich von Petersilien, Kraut oder Wurzeln aufs gerade wohl dafür zu halten. Man muß gewiß seyn, daß es wahrer Petersilie und nicht der kleine Schierling ist, der gerade auch mit dem Petersilie an einem und demselben Orte aufwächst und ihn um so gefahrvoller macht. Gewöhnlich pflegen die allergiftigsten Pflanzen, lieber einsam und abgesondert, an unfruchtbaren Stellen vorzukommen, als in gut angebautem Gartenlande. — Da so viel Unglück durch den absichtlichen Mißbrauch von giftigen Wurzeln, Pflanzen und Früchten ist verursacht worden, so hat man die Frage aufgeworfen, ob es wohl mehr Nutzen oder Schaden stiften könne, jedem diese Gewächse bekannt zu machen? — Aber die Gefahr sich und andern aus Unwissenheit zu schaden, ist doch immer größer und häufiger, als die wirklich absichtliche Vergiftung. Es sollte also durchaus in den Schulen einem jeden Menschen der nöthige Unterricht, über die in seiner Gegend wachsenden Giftpflanzen mitgetheilt werden. An manchen Orten, wie im Wirtenbergischen, hat man bereits öffentliche landesherrliche Verordnungen über die Art und Weise giftige Gewächse dem Landmanne und Kindern vorzüglich kenntlich zu machen. Zudem lernt man eher auf die Möglichkeit einer solchen Vergiftungsart aufmerksam seyn, und bey vorkommenden Unglücksfällen die

wirksam-

wirksamsten Hülfsmittel dagegen anwenden. Diese bestehen nun in folgenden.

Allgemeine Hülfsmittel gegen verschluckte betäubende Giftpflanzen.

Sobald man weiß, daß jemand von solchen giftigen Pflanzen genossen hat, so muß ungesäumt ein ziemlich starkes Brechmittel gegeben werden, welches aus zehn, zwölf Gran Brechweinstein oder aus zwanzig bis dreyßig Gran Ipecacuanha für Erwachsene, oder wenn dieses nicht bey der Hand seyn sollte, aus lauwarmen Wasser mit frischem Lein- oder Baumöhl vermischt bestehen kann. Eine gewöhnliche geringere Gabe von Brechmitteln wirkt selten bey verschluckten Giftpflanzen hinreichend. Milch, Butter oder saure Milch und Molken, vor allem aber alle sauere Dinge, Wasser mit Essig und Honig, Zitronensaft mit Zucker, Limonade ꝛc. in großer Menge getrunken, sind das beste und sicherste, wenn auch kein Brechmittel mehr angreifen will, oder der Kranke schon an heftigen Zufällen leidet, was man für sich allein, bis ein sachkundiger Arzt das Weitere verordnet, gebrauchen kann.

Von

Von scharfen brennenden Giftpflanzen überhaupt.

Es gibt zwar auch von diesen eine große Anzahl, wie den Kellerhals, die Anemonen, die Ranunkeln, die Wolfsmilch, die Rebendolde, die Waldrebe, die Zehrwurzel, die Zeitlose u. a; aber sie schrecken doch jedem gleich auf der Stelle von ihrem Genusse, durch ihre brennende Schärfe auf der Zunge und im Gaumen, ab. Durch Abkochen oder Austrocknen verlieren auch die mehrsten ihre giftigen Bestandtheile, welches bey den betäubenden Giftpflanzen nicht zu geschehen pflegt. Das leichteste und kräftigste Mittel gegen solche scharfe Pflanzen, ist noch das laue Wasser. Kraft fand nichts wirksamer gegen die scharfen Ranunkeln oder Hahnenfüße als dieses, und bey dem Kellerhals hat sich der Verf. dieses Aufsatzes selbst nur vermittelst der fixen Luft von einer gefährlichen Halsentzündung befreyen können. Es wäre also zu versuchen, ob nicht alle Getränke, wie stark gährendes Bier, welche viele solche Luft enthalten, mit Nutzen könnten gebraucht werden. Man kann auch schleimige Dinge, wie Eibischwurzel, Pappeln, arabisches Gummi, Milch, fette Oele u. d. gl. dabey anwenden. Gegen einige solche brennende Giftpflanzen ist auch der Essig sehr wirksam, wie bey der Zeitlose (Colchicum autumnale *Lin.*). Es er-

innert sich noch der Verf. an den traurigen Vorfall, wo eine ganze Familie, die von drey Kühen und dem Verkauf ihrer Milch hinreichenden Unterhalt genoß, dadurch an den Bettelstab gebracht wurde: daß diese Leute, aus Unwissenheit und Mangel an bessern Futter, von der Zeitlose im Frühjahr (wo viele Pflanzen, auch der Taxus, giftiger als in einer andern Jahrszeit zu seyn pflegen) ihren Kühen eine große Menge grüner saftiger Blätter vorgeworfen hatten, welche auch die Kühe, als das erste frische Futter im Frühjahr begierig fraßen (Ein Fall, der sich bey Thieren im Freyen nicht leicht zu ereignen pflegt, da sie gewöhnlich nur eine gewisse ihnen unschädliche Anzahl Pflanzen fressen), bald darauf aber stille standen, und in wenig Stunden alle drey junge frische Thiere umfielen. Der Leib wurde stark aufgetrieben und die innern Theile waren stark entzündet. Weder der herbeygerufene Hirt, noch der Ortsphysikus, kannten das Futtergewächse, und so war auch nicht an die gehörigen Mittel zu denken, wodurch diese Thiere wahrscheinlich hätten gerettet werden können. Im Frühjahre wächst die Zeitlose (Colchicum autumnale) sehr häufig auf feuchten Wiesen und ist vorzüglich an ihren drey breiten Blättern kenntlich, in deren Mitte eine länglich runde Samenkapsel sitzt. In manchen Gegenden nennt man sie Schlottern. Kinder spielen damit, verschlucken auch wohl einige Samen-

körner

körner, die heftiges Erbrechen und Entzündung verursachen. Die Wurzel sieht einer Zwiebel ähnlich. Die Blume erscheint im Herbste, vom August bis in den November, schön rosenroth, ganz nackend ohne alle Blätter, davon hat sie in manchen Gegenden den Nahmen nackte Jungfer, Herbst-Zeitlose, wilder Safran.

Vom Stechapfel (Datura Stramonium *Lin.*).

An ungebauten steinigen Wegen, auf altem Schutt, in Gärten auf Mist und Erdhaufen, wächst die Pflanze mannshoch, an magern Orten niedriger. Ihr widriger Geruch fällt sogleich auf. Es sollte Jemand für eine Apotheke die Blätter zerschneiden, die man als Arzney gebrauchen wollte, der bloße Geruch verursachte dieser Person Schwindel und Kopfschmerzen, beynahe wie vom Taback. Die Blätter sind auch eben so groß, oft handbreit, glatt, mattgrün, am Rande ausgezackt. Unten an der einen Seite des Stiels länger als an der andern. Die Blumen erscheinen im Juni und Juli und sehen einem schönen weißen Trichter ähnlich, halten aber nicht lange. Oben liegen sie gewöhnlich zusammengefaltet und endigen sich in fünf Spitzen. Unten stehen sie in einem grünen langen Kelche. Wenn man den weißen Trich-

ter durchschneidet, so zeigen sich fünf Staubfäden ganz deutlich, auch die kleine Frucht in der Mitte des Kelchs mit ihrem langen Griffel. Ueberhaupt kann man sich dabey merken, daß die giftigsten Pflanzen, wie Bilsenkraut, Tollkirsche, Schierling u. a. in die Classe mit fünf Staubfäden gehören. Aus der kleinen glatten Frucht, wird nun mit der Zeit, was das Merkwürdigste ist, eine große stachlige Fruchtkapsel, manchmahl von der Größe eines mittelmäßigen Apfels. Dieses gab wahrscheinlich Anlaß zu den Benennungen Stechapfel, Dornapfel, Rauhapfel. Völlig reif springt die Frucht von selbst oben in vier Theile, so daß man inwendig die braunschwarzen, runden, breitgedrückten Samen sehen kann; bey einer noch unreifen geschlossenen Fruchtkapsel, queer durchschnitten, sind die Samen weiß, und liegen ordentlich wie in Fächern oder Abtheilungen. Das giftigste und gefährlichste sind nun diese Samenkörner. Sie berauschen, betäuben, und erregen allerhand Zufälle, die viel Aehnliches mit der Wirkung vom Opium haben. Im Orient wird auch mancher schädliche Gebrauch davon gemacht. Der Anführer einer Räuberbande gestand ein, daß er Reisende mit Wein, der über dem Samen gestanden hatte, schläfrig und betäubt gemacht, und alsdann ausgeplündert habe. Viele, die den Wein getrunken, wären aber nie wieder erwacht. Auf die Art, und auch durch Brannt-

wein

wein oder Bier, mit dem Samen vermischt, wurde eine ganze Gesellschaft in rasende Lustigkeit versetzt, darauf bald Betäubung und Schläfrigkeit folgte. Nur durch vielen Weinessig konnten die Leute wieder zurecht gebracht werden. Bey den Chinesen ist es deßwegen scharf verboten, den Samen ins Bier zu thun. Oft ist die Verwechselung mit dem Schwarzkümmel oder einem ähnlichen Samen, der manchmahl gebraucht wird, um säugenden Weibern mehr Milch zu verschaffen, die Ursache einer Vergiftung. So kochte ein bejahrter Mann, der an heftigen Steinschmerzen litte, aus Irrthum Kapseln und Samen des Stechapfels in Milch, trank diese, und verspürte bald darauf Schwindel, Trockenheit und Zusammenschnüren des Halses, eine unaussprechliche Angst, Lähmung der Zunge und Mangel aller Empfindung. Der Puls wurde klein, geschwind und ungleich. Hände und Füße erkalteten und waren wie gelähmt. Endlich fing er an zu rasen. Alle Ausleerungen, sogar der Harn, waren gehemmt. Ein sachkundiger Arzt, der noch zu rechter Zeit dazu kam, konnte nur mit vieler Mühe, durch starke Brechmittel, ölige Klystire und sauere Getränke den Patienten vom Tode retten. Ursprünglich stammt die Pflanze aus Amerika, von da sie nach Europa gebracht, und nun, wie so manche andere, einheimisch geworden ist.

Kleiner Schierling (Aethusa Cynapium *Lin.*).

Im Münsterischen ereignete sich ein trauriger Vorfall durch den Genuß dieser Pflanze, welcher dem Verf. von einem Augenzeugen erzählt wurde. Es legten mehrere Garnisons-Soldaten gewöhnlich ihre Wochenlöhnung zusammen, einer von ihnen besorgte alsdann die gemeinschaftliche Küche davon. Um sich nun einmahl mit Petersilien-Fleisch was zu gute zu thun, wählte man aus dem nächsten Garten alle Petersilien mit Wurzel und Kraut, und kochte diese mit Rindfleisch zusammen. Mittags fanden alle dieses aufgeschüsselte Gericht sehr schmackhaft, und jeder eilte mit Essen, um dabey nicht zu kurz zu kommen. Nur der Corporal war noch abwesend, der sich zu seinem Glück in Geschäften etwas lange verweilen muste, und erst anfangen konnte zu essen, wie bereits die übrigen über Schmerzen im Magen, Uebelseyn und Schwindel klagten. Dieß machte den Corporal bedenklich, mehr zu essen. Man schickte eilig zum Regiments-Chirurgus, er kam. Aber schon lagen zwey mit kaltem kleberigem Schweiß in heftigen Zuckungen, und noch wußte man nicht was anzufangen sey. Diese starben, und nur der Corporal war noch zu retten, wie man in der Schüssel die Ursache des Todes gefunden hatte. Eine so gefährliche Pflanze, wie der

der kleine Schierling (man nennt sie auch Hundspetersilie, oder Gleise), kann nicht sorgfältig genug von der wahren Garten-Petersilie (mit welcher sie zu gleicher Zeit aufwächst, blühet und reift) ausgesucht werden. In keiner Küche sollte man dieß Geschäft gleichgültig der Köchinn überlassen, oder doch wenigstens gewiß seyn, daß im Garten unter der wahren Petersilie keine giftige versteckt ist. Diese unterscheidet sich nun von der Petersilie

1) Durch die Blätter. Bey der Petersilie sind die Blätter gelblich, mattgrün, bey dem kleinen Schierling sind die Blätter dunkelgrün und auf der Oberfläche glänzend.

2) Durch den Geruch, der bey der rechten Petersilie so wohl an der Wurzel als am Kraute zwischen den Fingern zerrieben sehr stark, bey der falschen aber ganz schwach ist.

3) Durch die Blüthe. Ein ganz zuverlässiges Merkmahl geben drey lange herunter hängende grüne Blättchen (Fig. 1.) unter den weißen kleinen gestielten Schirmblümchen, welche immer an dem kleinen Schierling, aber nie an der Petersilie zu finden sind. Vermittelst dieser drey Kennzeichen kann man jenen auch vom Gartenkerbel, vom Coriander, vom Dill, Fenchel, Kümmel, und andern Schirmpflanzen unterscheiden. Das sicherste

Verwahrungsmittel gegen allen möglichen Irrthum besteht aber darin: anstatt der gewöhnlichen glatten, dem kleinen Schierling so ähnlichen, Garten-Petersilie, die krausblätterige einzuführen. Sie ist zwar nur Spielart von der erstern, vermittelst der Cultur in gutem Boden und wenn sie unvermischt erhalten wird, pflanzt sie sich aber unverändert fort. Ansehen und feinerer Geschmack empfehlen sie außerdem noch besonders. Dagegen bekömmt der kleine Schierling auch im fruchtbarsten Gartenlande niemahls krause Blätter, sondern behält für beständig die angeführten Kennzeichen.

Großer Schierling (Conium maculatum *Lin.*).

Die Größe ausgenommen hat dieser mit dem vorigen viel Aehnliches, aber auch viel Verschiedenes, welches vorzüglich in folgenden Kennzeichen bestehet:

1) Es wächst der große Schierling nicht leicht auf angebautem Lande, lieber an Hecken und Zäunen, an Wegen und ungebauten Stellen, wo er aber auch weit giftiger und wirksamer zu seyn pflegt, als wenn er absichtlich zu arzneylichen Gebrauch im Garten angezogen wird.

2) Der

2) Der Stamm oder Stengel wird viel höher; in manchen Gegenden, wie in der Wallachey, in Sibirien, erreicht er eine Höhe von 10–12 Fuß, bey uns im wilden Zustande gewöhnlich nur 3–4 Fuß. Der Stengel ist roth gefleckt.

3) Die Blätter, wenn sie zerrieben werden, riechen stark nach Katzen- oder Mäusepisse, zumahl an der ausgewachsenen Pflanze.

4) An den schirmförmigen, weißen Blümchen stehen zwar auch 3–4 grüne Blättchen auf einer Seite, aber sie hängen nicht herab, wozu sie viel zu kurz sind.

5) Etwas ganz besonderes hat der reife Same an sich. Er ist der Länge nach gestreift, wie viele von den Samen der Schirmpflanzen, aber die Streifen, genau betrachtet, sind nicht, wie bey den mehrsten, glatt, sondern eingekerbt (Fig. 3.).

Am gefährlichsten ist die Wurzel. Sie hat die größte Aehnlichkeit mit der Pastinakwurzel (Pastinaca sativa), weniger mit der Haferwurzel (Tragopogon pratense), mit der Skorzonere (Szorzonera hispanica) und der Cichorie (Cichorium Intybus). Ohne Beyhülfe der Blätter ist es kaum möglich, Schierling- und Pastinakwurzeln von einander zu unterscheiden, so groß ist die Aehnlichkeit zwischen

beiden. In der Zeit wo beide genossen werden könnten, stehet auch nur das Kraut über der Erde, im Winter und Frühjahre. Beide sind auch zweyjährige Pflanzen. Man muß also vorzüglich auf folgende Kennzeichen merken.

1) Wenn die Wurzel des großen Schierlings der Länge nach durchschnitten wird, so zeigt sich oben am Kopfe inwendig eine beträchtliche Höhlung, die nur mit leichten faserigen Gewebe durchlaufen ist. In der Pastinakwurzel aber ist die Anlage zu einer solchen Höhlung kaum merklich, wenigstens lange nicht so groß.

2) Nähert sich der Geruch bey der frischen Pastinakwurzel sehr dem gelben Möhren-Geruch (Daucus Corota), bey dem Schierling aber mehr dem unangenehmen, betäubenden der Blätter.

3) Auf dieselbe Art verhält es sich auch mit dem Geschmack, der aber an der Schierlingswurzel noch süßer, mit einiger Schärfe hintennach, als selbst an der Pastinakwurzel ist.

4) Müssen die jungen Blätter zu Hülfe genommen werden. An der Pastinakwurzel sind die Blätter viel gröber und breiter als am Schierling und haben einen eigenthümlichen gewürzhaften, erfrischenden Geruch. Nach dem Ausdruck der Botanisten, sind sie einfach gefiedert (Folia pinnata). Die Blattstiele

stiele am Pastinak haben scharfe Kanten, an der Inseite eine flache Rinne. Die Blattstiele des Schierlings sind anfangs beynahe völlig rund, die Blätter dreyfach gefiedert, an den Enden der Einschnitte weißlich, und scharf zugespitzt, dunkler mattglänzend grün. In der Blüthe ist die Verschiedenheit zwischen beyden Pflanzen aber dadurch vorzüglich auffallend, daß

5) der Pastinak gelbe, der Schierling aber weiße Schirmblumen trägt. Die Haferwurzel und die Skorzonere, so wie die Cichorienwurzel, unterscheiden sich aber schon auf den ersten Blick durch ihre einfachen Blätter, gelblichen oder außen schwarzen Wurzeln, wie bey der Skorzonere, und großen zusammengesetzten strahlenförmigen gelben oder blauen Blumen.

Einige neuere Schriftsteller halten die Wurzel bey weitem nicht für so gefährlich (und glauben daß sie durch Cultur ganz unschädlich werden könne) als das Kraut und die Samen, welche, vorzüglich frisch, bald schneller, bald langsamer, Schwindel und Betäubung (wie der Verf. gegenwärtigen Aufsatzes an sich selbst bey Untersuchung der Pflanze verspürt hat), Schlafsucht, Erbrechen, Blindheit, Zuckungen und heftige Krämpfe verursachen; doch würde jeden auch zu rathen seyn, sich vor der Wurzel in Acht zu nehmen.

nehmen. Schon Matthiolus, ein alter Arzt aus dem 16. Jahrhundert, erzählt die Seite 128 aus Gmelin angeführte Geschichte, von der gefährlichen Wirkung ihres Genusses. Eine andere theilte dem Verfasser ein noch lebender Practiker mit, wo jemand aus Versehen die Blätter unter grünem Kraut genossen hatte und darauf heftige Zufälle bekam, die weder Brechmitteln noch andern Arzneyen weichen wollten, aber (was besonders merkwürdig und bey ähnlichen Vorfällen zu versuchen ist) durch einige Tassen sehr starken Caffee's völlig gehoben wurden. Man ist ungewiß ob dieser Schierling das Conium der Alten, woraus sie ihre Gifttränke zubereiten ließen, oder eine andere eben so giftige, aber im Wasser wachsende, Schirmpflanze ist, welche bey Linné Cicuta virosa, der giftige Wütherig oder Wasserschierling, genannt wird, und auch viel Unheil bey Menschen und Vieh angestiftet hat. Die knollige Wurzel von dieser gleicht äußerlich fast einer Sellerywurzel, ist innerlich weiß, in verschiedene Fächer getheilt. Im Durchschneiden fließt ein safrangelber Saft heraus. Die Blumenschirme stehen den Blättern gerade gegenüber. Die Blümchen sind weiß. Sogar das stehende Wasser, in welchem diese Pflanze wächst, kann durch die Wurzel vergiftet, und manchmahl die Ursache eines unerklärbaren Viehsterbens werden. Gewiß ist es, daß der große

Schier-

Schierling die Störkische, sowohl in äußerlichen als innerlichen Krankheiten sehr gerühmte Pflanze und die Cicuta der Apotheker ist.

Das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger *Lin.*).

Man findet es häufig an den unfruchtbarsten, trockensten Stellen, an Hecken und Zäunen, auf Schutthaufen, auf Kirchhöfen; niemahls in angebautem Lande. Haller erzählt von einem Studenten zu Leyden, der an sich Versuche mit giftigen Pflanzen machte, und dazu aus dem medicinischen Garten die giftigsten Pflanzen wählte, wie den kleinen und großen Schierling, die Tollkirsche u. a., von denen er eine ziemliche Portion zur Verwunderung aller Aerzte ohne Schaden vertragen konnte, bis er endlich auch das außer dem Garten an der Hecke wachsende Bilsenkraut versuchte. Aber dieser Versuch hätte ihm beynahe das Leben gekostet. Mit vieler Mühe wurde er noch von seinem Lehrer Boerhaave gerettet, doch seine Gesundheit konnte er nie vollkommen wieder erhalten.

Blätter, Stengel und Blumenkelch sind am Bilsenkraute mit kleberigen Haaren besetzt, auch ganz kalt und kleberig anzufühlen. Die Blume ist trichterförmig, schmutziggelb und stark geadert. Inwendig sieht man fünf purpurrothe Staubfäden

fäden. Wenn die Samenkapsel reift, so springt sie oben mit einem Deckel auf, der wie auf einem Topfe aufsitzt. Die Samen liegen gleichsam in zwey Fächern (Nr. 8. 9. 10.) und sehen braun, rauh, nierenförmig aus. Auch hier soll die Wurzel anstatt Pastinak, Rapunzel oder Wegwarte, der Same anstatt Dill und Mohn gebraucht worden seyn. Neun Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, welche die Wurzel für Pastinak hielten, und in einer Suppe speißten, verloren davon Sprache und Gesicht, erlitten die heftigsten Krämpfe, verfielen in krampfhaftes Lachen, bis der herbeygerufene Arzt hinter die Ursache kam, und durch gehörige Mittel nach und nach alle wieder herstellte. Jedesmahl erfolgte auf den Genuß, oder schon durch die Ausdünstung des Bilsenkrauts, Schwindel, Wahnwitz, anhaltende Schlafsucht und Lähmung, mehr oder weniger.

Die Hundszunge (Cynoglossum officinale *Lin.*).

Ganz außerordentlich ähnlich sieht diese Wurzel der Skorzonere, außen ist sie schwarz, innen weiß, und es ist möglich, daß Zufälle von dieser von Unkundigen, mit dem Bilsenkraut sind verwechselt worden. Die Hundszunge wächst zwar auch an wüsten trockenen Stellen, doch

auch manchmahl in Gärten und blühet im Juni, Juli. Sie wird von keinem Thiere, die Ziege etwa ausgenommen, berührt, und sie gehört allerdings unter die verdächtigen betäubenden Pflanzen. Morison, ein gelehrter Pflanzenkenner, erzählt von einer Frau zu Oxford, die die Blätter wie junges Gemüß gekocht und ihrer Familie vorgesetzt hatte, daß darauf alle sich sehr übel befanden, häufig erbrechen mußten, in einem tiefen 40 Stunden langen Schlaf verfielen, aus welchem eine Person auch nie wieder erwachte. Die Pflanze riecht unangenehm, hat eine kleine schmutzig rothblaue Blume, die oben bey dem Eingange mit fünf Schüppchen verwahrt ist. Inwendig sind auch fünf Staubfäden. Die Wurzel ist oft einen Fuß lang und Daumens dick, die Blätter sehen beynahe wie bey der Skorzonere aus, nur sind sie weicher und feinhaarig.

Atropa Belladonna, die Tollkirsche.

Ihren Nahmen Atropa erhielt sie mit Recht von einer der drey Furien, die alles Lebende zerstören. Belladonna heißt sie aber von dem schädlichen Gebrauche der Blätter zu Schminkwasser. Die Wurzel ist dick, weiß, ästig und macht Ausläufer zur Seite. Die Blätter haben eine eyrunde längliche Gestalt, beynahe wie Tabacksblätter. Gewöhnlich sitzen zwey beysammen von ungleicher Größe. Zwischen ihnen hangen

hängen die traurigen violetrothen schmutzigen und kleberigen Blumen herab. Am gefährlichsten sind die, schwarzen Kirschen ähnlichen, süßen Früchte. Ihr Genuß verursacht Durst, Erbrechen, Aufschwellen, Kopfschmerzen, Schwindel, Verlust des Gesichts, Berauschung, Wahnsinn, Schlafsucht, Krämpfe und endlich den Tod, wenn nicht in Zeiten durch Brechmittel und Säuren Hülfe geleistet wird. Ein Hirt auf dem Schwarzwalde in Schwaben genoß an einem heißen Sommertage (im August) eine große Menge dieser Beeren, die er für Kirschen hielt, und die er in einem Vorwalde oder jungen Holzschlage von dieser Pflanze gesammelt, und noch eine ziemliche Portion mit nach Hause genommen hatte. Kaum war er zu Bette, so wurde er unruhig, und fing an irre zu reden. Seine Frau versuchte ihn durch Branntwein zu helfen. Aber bald darauf nahm die Heftigkeit der Zufälle zu. Er sprang aus dem Bette, verfiel in Raserey, und aus dieser in heftige Convulsionen, unter denen er auch nach Verlauf von 12 Stunden seinen Geist aufgab. Glücklicher waren zum Theil fünf Kinder, welche Nachmittags in einem Apotheker Garten viel von den Beeren der Tollkirsche gegessen hatten. Die Eltern bemerkten gleich an demselben Abend, daß die Kinder nicht so recht waren. Einige erbrachen sich, andere waren ausgelassen lustig, und redeten allerhand verwirrtes Zeug durcheinander. Endlich verfie-

len sie in Zuckungen, der Leib wurde sehr aufgetrieben, der Augenstern ungewöhnlich erweitert, der Pulsschlag immer kleiner. Man rief einen Arzt zu Hülfe, der durch wiederhohlte Brechmittel, gelinde erweichende und abführende Klystire, sauren Honig und Molken in Menge getrunken, alle innerhalb 5–6 Tagen so weit herstellte, daß sie außer Lebensgefahr waren. Blätter und Wurzel sind nicht weniger giftig. Es hatte jemand am untern Augenliede ein kleines Geschwür, und legte ein Stück Blatt von der Belladonna darauf, welches den Augenstern an diesem Auge so sehr erweiterte, daß er viermahl größer schien, als am andern, auch ganz unbeweglich blieb, und nur erst nach Entfernung des Blattes seine natürliche Beschaffenheit wieder erhielt. Speisen oder Getränken Etwas von den Blättern beygemischt, bringt Verwirrung und Sinnlosigkeit hervor. Unter dem schottischen König Duncan (dem ersten) fielen die Dänen (Harold und sein Bruder Sweno) in England und Schottland ein, verheerten das ganze Land, ohne daß ihnen jemand widerstehen konnte; bis endlich die Schotten auf den Einfall kamen, einen Waffenstillstand zu verlangen, und in der Zeit den Dänen, sehr viele starke Getränke, Wein, Oele u. dergl., zuzuführen, unter die sie zuvor Belladonna gemischt hatten; davon wurden diese so betrunken, und betäubt, daß sie mit einem Mahle eine

gänzliche Niederlage erlitten, und kaum so viel Leute Besinnung behielten, die ihren Anführer zu Schiffe bringen, und durch die Flucht retten konnten. — In der deutschen National-Zeitung vom vorigen Jahr (St. 51.) wird Folgendes bekannt gemacht. "Den 26. August 1797 bekam die Familie des Müllers Schroth zu Elmendingen im Mittagsessen Gift durch die Bohnenbrühe. Die Magd, die am mehrsten davon gegessen hatte, starb zuerst, und nach einem Leiden von mehreren Wochen auch die Frau, der Knecht und der Mann aber, die sich mehr ans Fleisch gehalten hatten, kamen davon. Nach allen Anzeigen war es Saft aus der Belladonna, den schlechtgesinnte Menschen, während Niemand zu Hause war, ins Gemüß gethan hatten." Ein neuer medicinischer Grundsatz wird bey dieser giftigen Pflanze auf eine besonders merkwürdige Art bestätigt: Pflanzengifte sollen in geringen Gaben bey gewissen Krankheiten und vorzüglich gegen solche wirksam seyn, die sie in größern bey gesunden Menschen hervorbringen. Die Tollkirsche betäubt, macht rasend und toll, aber schon die alten Aerzte bedienten sich ihrer gegen Raserey und Tollheit. In unsern Zeiten wird sie sogar (vorzüglich Blätter und Wurzel) als das beste Mittel gegen die Hundswuth gerühmt. In Zeit von sechs Jahren sollen allein 106 von wüthenden Thieren gebissene Personen (nach Angabe des Hrn. Superint.

perint. Münch zu Clötze) durch den Gebrauch der Belladonna geheilt worden seyn. Man wäscht gleich anfangs die Wunde mit Essig, Salz oder Harn aus, hierauf erhält der Patient ein Brechmittel, und dann drey Pulver von den getrockneten Blättern der Belladonna in Zeit von zweymahl 24 Stunden. Für Erwachsene ist die Gabe der Pulver 10–12 Gran; für jüngere, nach Verhältniß ihres Alters, weniger. Der Kranke muß sich nach den Pulvern zu Bette legen, und durch viel warmes Getränke den Schweiß zu befördern suchen. Läßt auch die bereits schon ausgebrochene Wuth nicht nach, so wird eine Ader geöffnet und die Gabe verstärkt. Alles dieses kann man ausführlicher lesen in einem besondern Buche über den Gebrauch der Belladonna von dem Superint. Münch in Clötze.

Einbeere (Paris quadrifolia *Lin.*).

Sie heißt auch Wolfsbeere, Sternkraut, Schweinsauge. In der Frucht kömmt sie mit der Belladonna sehr überein, die Beere ist schwarzblau oder dunkelblau. Im May und Juni findet man schon die Pflanze an schattigen Orten. Es stehen gewöhnlich vier Blätter zusammen, auch manchmahl fünf. Die Blume ist grün. Staubfäden 8. Mit dieser Zahl, oder in dieser Classe mit acht Staubfäden, kommen noch mehrere verdächtige oder giftige Pflanzen

vor: wie der Kellerhals, der Wegtritt, die Nachtkerze u. a.

Die Pflanze, selbst die Wurzel, haucht einen betäubenden Geruch aus, welcher verschiedenen Thieren tödtlich ist. Sowohl die reifen Beeren, welche keinen widrigen Geschmack haben, als auch die Wurzel, verursachen Erbrechen, erstere heftige Magenkrämpfe. Conr. Geßner stellte Versuche mit der Pflanze an sich an, und nahm ein Quentchen Kraut mit Wein und Essig ein, und dennoch erfolgte heftiger Schweiß und Zusammenziehung des Schlundes. Eben dieser berühmte Naturforscher seines Zeitalters fand, daß diese giftige Pflanze als Gegengift zu brauchen sey. Zwey Hunden gab er, jedem zehn Gran Krähenaugen ein. Der eine starb in vier Stunden davon, der andere behielt seine Gesundheit und sein Leben von einem halben Quentchen Einbeerkraut, das er ihn verschlucken ließ.

Gemeiner Kellerhals (Daphne Mezereum *Lin.*).

Ein schöner kleiner Strauch in Vorhölzern. Zuerst, gewöhnlich im März und April zeigen sich die röthlichen wohlriechenden Blumen, auf diese folgen die lanzettförmigen Blätter, zuletzt die rothen Beeren. Diese sind so scharf und gefährlich, daß schon sechs ein starkes Thier tödten

können. Zum Blasenziehen wird besonders die graue bräunliche Rinde, unter dem Nahmen Seidelbast, gebraucht; sie besitzt eine brennende Schärfe. Der Verf. nahm von ungefähr aus einem Garten, wo dieser Strauch zur Zierde unterhalten wurde, ein Stückchen Rinde in den Mund und zerkaute Etwas davon, aber bald verspürte er Trockenheit und Brennen im Munde, im Schlunde, und gänzliches Unvermögen zu schlingen. Fette Dinge, Milch in großer Menge getrunken, wollten nicht helfen. Er nahm also seine Zuflucht zu sauren, und da diese so getrunken auch unwirksam schienen, so wurde starker Essig auf Kreide gegossen, wodurch sich viele fixe Luft entwickelte, diese vermittelst eines Trichters fortwährend eingeathmet, befreyte ihn sehr geschwind und auffallend von der Gefahr des Erstickens. Bey ähnlichen Gefahren von ätzenden, scharfen Giften, wäre also vorzüglich der Gebrauch von fixer Luft, welche sehr häufig aus Kreide und verdünnter Vitriolsäure erhalten werden kann, starkgährendes Getränke u. dergl. zu empfehlen.

Erklärung der Abbildungen.

Stechapfel. Ein Zweig der Pflanze, ungefähr um den dritten Theil verkleinert.

Fig. 1. Zeigt die weiße trichterförmige Blume, auf der rechten Seite steht noch eine andere, völlig geschlossene.
Fig. 2. Ein Stück der Blumenröhre, abgeschnitten und ausgebreitet, wo man deutlich die fünf Staubfäden mit ihren Staubbeuteln an der Spitze sehen kann.
Fig. 3. Ist der fadenförmige Griffel. Unten sitzt er auf dem Fruchtknoten, oder der jungen noch kleinen Frucht, oben endigt er sich in die angeschwollene Narbe.
Fig. 4. Eine Frucht von mittlerem Alter. Sonderbar ist es, daß der lange grüne Kelch bey Fig. 1. in welchem die Blume steckt, abfällt, an der Frucht aber solche gleichsam abgeschnittene Stücke zurückläßt.
Fig. 5. Die völlig reife Frucht, gewöhnlich von der Größe eines mittelmäßigen Apfels, queer durchschnitten. In der obern Hälfte der vier Kammern liegen die schwarzen Samen auf einander und um einen mittlern etwas fleischigen Befestigungskörper herum.

Kleiner Schierling.

Fig. 1. Die ganze Pflanze ungefähr um die Hälfte verkleinert. Das Grün der Blätter ist dunkler und glänzender als hier in der Abbildung. An der linken Seite unten stehen die drey herunterhängenden Blättchen besonders in natürlicher Größe.

Fig. 2.

Fig. 2. Ein Blümchen von den kleinen schirmförmigen in natürlicher, rechter Hand in vergrößerter Gestalt. Es besteht aus fünf ungleichen an der Spitze umgebogenen Blättchen, fünf zarten weißen Staubfäden. In der Mitte sitzt der grüne Fruchtknoten, aus welchem

Fig. 3. der gestreifte zweytheilige Same sich bildet. Rechter Hand ist dieser vergrößert, und die zwey Griffel stehen noch oben an der Spitze.

Großer Schierling.

Fig. 1. Ungefähr um den vierten Theil verkleinert, die ganze Pflanze am Stengel abgeschnitten. Sie blüht, und an einigen Schirmen erkennt man auch schon den Samen.

Fig. 2. Ein Blümchen etwas vergrößert, beynahe von derselben Beschaffenheit, wie an dem vorigen.

Fig. 3. Der reife Same vergrößert.

Bilsenkraut.

Fig. 1. Ein Stück der ganzen Pflanze um den sechsten Theil kleiner als in der Natur.

Fig. 2. Eine Blume in natürlicher Größe.

Fig. 3. Der Kelch besonders.

Fig. 4. Ein Stück der queer abgeschnittenen Blumenröhre, an welchem die fünf Staubfäden mit ihren purpurrothen Staubbeuteln befestigt sind.

Fig. 5. Der Griffel mit dem Fruchtknoten besonders.

Fig. 7. Ein Kelch, welcher die nun reife Kapsel einschließt.

Fig. 8. Diese besonders außer dem Kelche.

Fig. 9. 10. Eine reife Kapsel, von welcher der Deckel oben abgelößt ist. Die Samen drängen sich hervor und sind in der Mitte an einem besondern etwas fleischigen Körper Fig. 6. befestiget.

Fig. 11. Die nierenförmigen Samen besonders. Alles in natürlicher Größe.

Hundszunge.

Fig. 1. Die Wurzel, welche einer Skorzoner-Wurzel sehr ähnlich sieht, etwas weniger als die Hälfte verkleinert.

Fig. 2. Die ganze Pflanze mit Blumen und Samen. Ein Wurzelblatt linker Hand im Umriß, beynahe um ein Drittel kleiner als in der Natur.

Fig. 3. 4. Kelch und Blume besonders. Letztere auch abgeschnitten, damit man innen die Schüppchen sehen kann, welche am Eingange in die Blumenröhre stehen. Oben steht noch ein kleiner Staubfaden besonders.

Fig. 5. Ein einzelner Same mit der Samenhaut, die außen etwas rauh und stachlig ist. Linker Hand der Same ohne diese.

Wolfskirsche.

Fig. 1. Die Wurzel mit Seitensprossen.

Fig. 2. Ein Stück der ganzen Pflanze in voller Blüthe. Unten hängt bereits eine grüne Frucht.

Fig. 3. Der Blumenkelch mit dem kleinen Fruchtknoten, Griffel und Narbe.

Fig. 4. Die aufgeschnittene Blume mit fünf Staubfäden (im Umriß).

Fig. 5. Die reife Beere außen mit dem grünen Kelch.

Fig. 6. Dieselbe queer durchschnitten, daneben die Samen. Alle Figuren sind beynahe um ein Drittel kleiner als in der Natur.

Einbeere.

In voller natürlicher Größe und Blüthe.

Gemeiner Kellerhals.

Fig. 1. Um die Hälfte verkleinert. Ein Zweig mit der Blüthe. Gewöhnlich stehen drey Blumen zusammen.

Fig. 2. Ein anderer mit Blättern und Früchten.

Fig. 3. Ein Same besonders.

Wolfskirsche.

Hundszunge.

Einbeere.

Gemeiner Kellerhals.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beyspiele von allerley Unglücksfällen zur Belehrung und Warnung besonders für die Jugend ; Nebst einem Anhange über giftige Pflanzen ; Mit acht illuminirten Kupfern

Götingen 1798

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.843
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11106807-7
VD18 10611452-003